

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Selbst ist der Mann**

**Smiles, Samuel**

**Colberg, 1886**

Elftes Kapitel. Bildung - Gelegenheiten und Hindernisse derselben.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6782**

## Elftes Capitel

### Bildung — Gelegenheiten und Hindernisse derselben

„Jedermann genießt zwei Arten Erziehung; eine, die er von andern erhält und eine andere wichtigere, die er sich selbst ertheilt.“ Gibbon.

„Wen Schwierigkeiten entmuthigen, wer sich vor dem Sturm beugt, wird wenig leisten. Wer aber durchaus siegen will, dem mißglückt es nie.“

John Hunter.

„Wer weis' und thätig, wirft das Hinderniß  
Zu Boden durch die Kühnheit. Nur der Thor  
Und Träge hebet furchtsam vor Gefahr  
Und Müh'n, die ihre Furcht allmächtig macht.“

Rowe.

„Den besten Theil seiner Erziehung“, sagt Walter Scott, „gibt der Mensch sich selbst“. Der verstorbene Operateur Benjamin Brodie liebte es an diesen Ausspruch zu erinnern und pflegte sich darüber zu freuen, daß er sich in seinem Beruf ganz selbst gebildet habe. Doch ist dies nothwendig bei allen Leuten der Fall, die sich als Schriftsteller in der Wissenschaft, oder in der Kunst ausgezeichnet haben. Die Schul- und Universitätsbildung ist nur der Anfang und hat ihren Hauptwerth darin, daß sie den Geist arbeiten lehrt, ihn an beständige Thätigkeit gewöhnt. Was andere in uns hinein thun, ist viel weniger unser Eigenthum, als das, was wir uns selbst durch beharrliche Anstrengung aneignen; nur durch Arbeit erlangte Kenntnisse gehen wirklich in unseren Besitz über. Man verschafft sich dadurch dauernde und lebhaftere Eindrücke. Die so zu eigen gemachten That- sachen werden in einer Weise im Geist verzeichnet, welche die bloße Mittheilung von Kenntnissen nie zu stande bringt.

Diese Art Selbstbildung kräftigt auch die Fähigkeiten. Die Lösung einer Aufgabe hilft zur Bemeisterung der folgenden und so entsteht aus Wissen Fähigkeit. Das Wesentliche dabei ist unsere eigene Anstrengung; keine Art Erleichterung, keine Bücher, keine Lehrer, keine noch so große Menge von Vorlesungen kann dieselbe entbehrlich machen.

Die besten Lehrer haben am bereitwilligsten die Bedeutung der Selbstbildung anerkannt und den Schüler zur thätigen Uebung seiner eigenen Kräfte angeregt; sie haben immer größeres Gewicht auf die Uebung gelegt, als auf die Mittheilung, ihre Schüler zu Mitarbeitern an ihrer eigenen Thätigkeit zu machen gesucht und dadurch den Unterricht viel edler gemacht, als es das bloße passive Aufnehmen von einzelnen gelehrten Brocken wäre. In diesem Geiste arbeitete der große Dr. Arnold; er suchte seine Schüler daran zu gewöhnen, sich auf eigene Kräfte zu verlassen und übernahm selbst nur die Leitung und Anregung derselben. „Ich würde einen Jungen lieber nach Van Diemens Land schicken“, sagte er, „um dort sein Brod zu verdienen, statt ihn in Oxford in Luxus leben zu lassen, ohne irgend welchen Wunsch die ihm dargebotenen Vortheile zu benutzen.“ „Wenn es irgend etwas auf Erden giebt“, bemerkte er ein anderes mal, „das wirkliche Bewunderung verdient, so ist es die Weisheit Gottes, welche selbst untergeordnete natürliche Anlagen segnet, sobald sie mit redlichem Eifer wirklich gepflegt worden sind.“ Von einem Schüler dieser Art sagt er: „Vor dem Manne ziehe ich den Hut ab.“ Als er einmal in Daleham einen ziemlich unbegabten Jungen etwas scharf anredete, sah ihn dieser an und sagte: „Warum sprechen Sie so böse mit mir? ich thue wirklich mein Möglichstes.“ Noch nach Jahren pflegte Arnold diese Geschichte mit der Bemerkung zu erzählen: „Nie in meinem Leben habe ich

einen Tadel so tief empfunden; den Blick und die Rede habe ich nie vergessen.“

Aus den zahlreichen, bereits angeführten Beispielen von Leuten niedern Standes, die sich in den Wissenschaften und der Literatur ausgezeichnet haben, ist es ersichtlich, daß leibliche Arbeit sich sehr wohl mit der höchsten geistigen Ausbildung verträgt. Mäßige körperliche Arbeit ist der Gesundheit ebenso zuträglich, als angenehm; durch dieselbe wird der Körper gebildet, wie es der Geist durch das Studiren wird, und das ist der beste gesellschaftliche Zustand wo sich irgend eine leibliche Thätigkeit für die Mußestunden des Kopfarbeiters und eine geistige für die freie Zeit des einfachen Arbeiters findet. Selbst die müßig lebenden Klassen sind gewissermaßen zur Leibesthätigkeit gezwungen, theils um die Langeweile los zu werden, theils um einem unwiderstehlichen Triebe Genüge zu leisten. Manche gehen auf die Fuchsjagd aufs Land, andere in die schottischen Berge Haselhühner schießen, und viele andere jeden Sommer in die Schweiz, um dort die Berge hinaufzuklettern. Daher stammen auch die Box- und Wettlaufvergnügungen, sowie die Feld- und Turnspiele unserer öffentlichen Schulen, in denen unsere jungen Leute ihre Körper- und Geisteskräfte so heilsam ausbilden. Als der Herzog von Wellington einmal die Ringspiele der Knaben auf dem Spielplatz zu Ston, wo er selbst erzogen worden war, ansah, soll er gesagt haben: „Auf diesem Platz wurde die Schlacht von Waterloo gewonnen!“

Daniel Malthus drang in seinen Sohn auf der Universität sich besonders fleißig geistig zu beschäftigen, aber auch körperliche Uebungen zu treiben als das beste Mittel sich die volle Geisteskraft und den Genuß an geistigen Freuden zu bewahren. „Jede Art Kenntnisse“, sagt er, „jede Be-

kenntniß mit der Natur und Kunst wird Deinen Geist kräftigen und ihm Vergnügen bereiten und ich bin sehr damit einverstanden, daß das Ballspiel Deinen Armen und Beinen denselben Dienst leiste. Es freut mich, wenn Du Dich in den Leibesübungen auszeichnest und ich glaube selbst, daß der größte und bei Weitem angenehmste Theil der Geistesfreuden am besten genossen wird, wenn man sich leiblich gehörig tummelt.“ Auf einen anderen noch bedeutenderen Nutzen solcher Beschäftigung weist der große Geistliche Jeremias Taylor hin: „Man meide den Müßiggang“, sagt er, „und fülle seine ganze Zeit mit angestrongter und nützlicher Thätigkeit aus, denn die Lust schleicht sich leicht in jene leeren Zeiten ein, wo die Seele ohne Beschäftigung ist und der Körper sich in behaglicher Ruhe befindet; denn nie blieb ein gesunder, behaglicher Müßiggänger keusch, wenn er in Versuchung kam; und unter allen Beschäftigungen ist die leibliche Arbeit am nützlichsten, um den Teufel der Wollust zu vertreiben.“

Der praktische Erfolg im Leben hängt mehr, als man gewöhnlich meint, von der leiblichen Gesundheit ab. Hodson schrieb an einen Freund in England: „Ich glaube, wenn ich in Indien gut vorwärts komme, so wird es, was den Körper betrifft, meiner guten Verdauung zu verdanken sein.“ Die Fähigkeit in irgend einem Beruf anhaltend zu arbeiten, muß natürlich zum großen Theil hiervon abhängen und daher muß man auf die Gesundheit als Mittel für die geistige Thätigkeit Acht geben. Es kommt wohl von der Vernachlässigung der Leibesübungen her, daß man unter den Gelehrten so häufig eine Neigung zur Unzufriedenheit, Unthätigkeit und Träumerei findet, die sich in Verachtung des wirklichen Lebens und in Widerwillen gegen die gewöhnlichen Wege der Menschen kundgibt, was man in England

Byronismus, in Deutschland Wertherismus nennt. Dr. Channing hat in Amerika dieselbe Eigenthümlichkeit entstehen sehen und sagt darüber: „Zu viele unserer jungen Leute wachsen in der Schule der Verzweiflung auf.“ Das einzige Heilmittel für solche Bleichsüchtigkeit der Jugend sind Leibesübungen.

Der Nutzen zeitiger Uebung in selbstgewählter mechanischer Beschäftigung wird durch Isaac Newton's Jugendjahre erläutert. Obwohl er als Schüler ziemlich unbegabt war, gebrauchte er emsig die Säge, den Hammer und das Beil klopfte und hämmerte beständig auf seinem Zimmer und machte Modelle von Windmühlen, Wagen und allerlei Maschinen; als er älter wurde, fand er viel Vergnügen daran kleine Tische und Schränke für seine Bekannten anzufertigen. Smeaton, Watt und Stephenson waren als kleine Knaben eben so geschickt in der Handhabung des Werkzeugs und es ist sehr fraglich, ob sie ohne diese Selbsterziehung in der Jugend je im Mannesalter so viel geleistet haben würden. In dieser Weise haben sich auch die großen Erfinder und Mechaniker, deren Leben wir in den vorhergehenden Blättern beschrieben haben, schon in früher Jugend vorgebildet. Und selbst wo Leute aus dem gewöhnlichen Arbeiterstande zu rein geistigen Arbeiten sich emporgeschwungen haben, haben sie die Vortheile ihrer früheren Erziehung in ihrem späteren Beruf empfunden. Elihu Burrit fand für ein wirksames Studium angestrengte leibliche Arbeit nothwendig, und gab mehr als einmal das Schulstudium auf, band sich die Lederschürze wieder um und ging seiner körperlichen und geistigen Gesundheit wegen wieder in seine Schmiede und an den Amboss zurück.

Wenn sich die jungen Leute im Gebrauch des Handwerkszeugs üben, so werden dieselben, während sie in diesen

gemeinen Dingen geschickt werden, auch den Gebrauch ihrer Hände lernen, mit gesunder Arbeit vertraut werden, sich praktische Kenntnisse in der Mechanik verschaffen, und die Fähigkeit erwerben sich nützlich zu machen, sowie die Gewohnheit ausdauernder leiblicher Arbeit annehmen. Das ist ein Vortheil, den die eigentlichen arbeitenden Klassen gewiß vor denen voraushaben, die nicht zu arbeiten brauchen, nämlich die Handgeschicklichkeit und den Gebrauch ihrer Leibeskräfte. Der Hauptnachtheil ihres Berufs besteht nicht darin, daß sie überhaupt leibliche Arbeit treiben, sondern daß sie es zu ausschließlich zum Nachtheil ihrer sittlichen und geistigen Ausbildung thun. Während die gesellschaftlich besser gestellte Jugend sich daran gewöhnt hat die Vorstellungen von leiblicher Arbeit und Dienstbarkeit eng zu verbinden, und sie deshalb scheut und in dieser Thätigkeit ungeübt bleibt, beschränken sich die ärmeren Klassen auf das Gebiet ihres mühseligen Berufs und wachsen ohne alle geistige Bildung auf. Es scheinen sich jedoch beide Uebelstände vermeiden zu lassen, indem man beide Arten der Thätigkeit verbindet und es gibt schon viele Anzeichen dafür, daß dieses heilsamere Erziehungssystem allmählich in Aufnahme kommen wird.

Auch die Erfolge der Männer der höheren praktischen Berufsarten hängen im hohen Grade von ihrer leiblichen Gesundheit ab und ein Publizist ist so weit gegangen zu behaupten, „daß die Größe unserer bedeutenden Männer ebenso Sache des Körpers, wie des Geistes ist.“ Ein gesunder Athmungsapparat ist für das Glück des Advokaten oder Politikers ebenso unentbehrlich, als ein ausgebildeter Verstand. Die gründliche Lüftung des Blutes durch die Lungen ist schon nöthig, um die Lebenskraft zu erhalten von der eine lebhaftere Gehirnthatigkeit so sehr abhängt. Der Jurist kann die Höhe seines Berufs nur nach langem Aufenthalt

in den heißen, geschlossenen Räumen der Gerichtshöfe erklimmen und der politische Führer muß die Strapazen und Aufregungen langer, unruhiger Debatten in einem gefüllten Hause ertragen. Es hat also der beschäftigte Jurist und Parlamentsführer noch ungewöhnlichere Körper- als Geisteskräfte nöthig, wie sie ja auch Brougham, Lyndhurst, Campbell, Peel, Graham und Palmerston, lauter Leute mit breitem Brustkorb, in hohem Grade besessen haben.

Obwohl Walter Scott auf dem Edinburgher Gymnasium den Spitznamen des griechischen Dummkopfs führte, war er trotz seines Hinkens ein merkwürdig gesunder Jüngling; er konnte einen Lachs stechen trotz dem besten Fischer und nahm es im Reiten auf einem wilden Pferde mit einem jeden auf. Als er sich später dem literarischen Berufe widmete, verlor er doch nie den Geschmack an den Vergnügungen des Feldes, und während er morgens Baverley schrieb, jagte er nachmittags Hasen. Professor Wilson war geradezu ein Athlet und eben so groß in der Handhabung des Hammers, als in der Beredsamkeit und Dichtkunst, und Burns zeichnete sich als Knabe besonders durch seine Fertigkeit im Springen, Segeln und Ringen aus. Einige unserer größten Gottesgelehrten waren in ihrer Jugend wegen ihrer großen Körperkraft berühmt. Jaac Barrow war auf der Schule wegen seiner Faustkämpfe berüchtigt, durch die ihm manchmal die Nase blutig geschlagen wurde; dasselbe gilt von Andrew Fuller, als er Junge bei einem Pächter war, und Adam Clarke machte sich als Knabe nur durch die Kraft bemerklich, mit der er große Steine fortwälzen konnte, die aber vielleicht den geheimnißvollen Keim jener Kraft enthielt, mit der er später seine großen Gedanken emporarbeitete.

Während es nothwendig ist, sich zunächst diese sichere Grundlage einer guten leiblichen Gesundheit zu wahren,

muß man auch im Auge behalten, daß die gewohnheitsmäßige Pflege geistiger Anstrengung für die gelehrte Bildung unentbehrlich ist. Der Grundsatz, daß alles nur durch Mühe erobert werden kann, gilt ganz besonders von der Eroberung von Kenntnissen. Der Weg zur Gelehrsamkeit steht allen gleich offen da, welche sich die erforderliche Mühe geben wollen, um sich Kenntnisse zu sammeln; auch giebt es keine Schwierigkeiten, die der entschlossene Jünger der Wissenschaft nicht überwältigen kann. Ein bezeichnender Ausdruck Chatterton's sagt: Gott habe seine Geschöpfe mit Armen in die Welt geschickt, die lang genug sind, um alles zu erreichen, wenn sie sich nur die nöthige Mühe geben wollen. Beim Studium, wie im Geschäft ist Energie die Hauptsache. Es muß heißen: *servat opus*. Die Arbeit muß einem auf den Nägeln brennen, wir müssen nicht nur das Eisen schmieden, so lange es heiß ist, sondern auch bis es dadurch heiß wird. Erstaunliches kann schon durch die sorgfältige Benutzung freier Augenblicke geleistet werden, die man sonst unbenutzt vorübergehen läßt. So lernte der Mathematiker Ferguson *Astronomie*, während er in den schottischen Hochlanden Schafe hütete, so Stone *Mathematik*, während er als Tagelöhner in einem Garten arbeitete, so Drew *Philosophie* in der Pause, wo er keine Schuhe flickte und Miller *Geologie*, als Tagelöhner in einem Steinbruch.

Sojua Reynolds glaubte, wie wir schon erwähnt haben, so sehr an die Macht des Fleißes, daß er alle Menschen für befähigt hielt, Ausgezeichnetes zu leisten, wenn sie nur anhaltend und geduldig arbeiten wollten. Das Genie lasse sich nur durch schwere Arbeit entwickeln, und für die Leistungen eines Künstlers existirten keine anderen Grenzen, als die er selbst seinem Arbeitsmuth stecke. Er glaubte durchaus nicht an die sogenannte Eingebung, sondern nur an Arbeit

und Studium. „Große Bedeutung wird dem Menschen nur als Lohn für seine Mühe gewährt.“ „Große Talente werden durch Fleiß vermehrt; bei mäßigen Anlagen wird das Fehlende durch Fleiß ersetzt; nichts ist der wohl angewandten Arbeit verjagt, nichts kann ohne sie erreicht werden.“ Das sind seine Worte. Fovell Buxton glaubte dasselbe und hatte eine so bescheidene Ansicht von sich selbst, daß er meinte, er könne dasselbe leisten wie andere, wenn er nur die doppelte Zeit und Mühe darauf verwende. Er setzte sein ganzes Vertrauen auf die außergewöhnliche Anstrengung gewöhnlicher Kräfte.

„Ich habe in meinem Leben eine Anzahl Männer gefannt“, sagt Dr. Ross, „die in der Zukunft wohl als Genies Anerkennung finden werden, aber alle arbeiteten sie angestrengt und waren auf ihren Gegenstand beflissen. Man erkennt das Genie an seinen Werken; ohne dieselben ist es nur Gegenstand eines blinden Glaubens, ein stummes Orakel. Aber verdienstvolle Werke können nur durch Zeit und Arbeit, nicht durch die bloße Absicht oder gar den Wunsch erzielt werden. Jedes große Werk geht aus einer langen vorbereitenden Erziehung hervor; die Fertigkeit gewinnt man nur durch Arbeit; schließlich wird einem nichts leicht, das nicht anfangs schwer war, z. B. nicht einmal das Gehen. Der begeisterte Redner, dessen Auge Feuer sprüht und über dessen Lippen die edelsten Gedanken strömen, die uns durch ihre Neuheit überraschen und durch ihre Wahrheit erheben, hat das Geheimniß der Beredjamkeit erst durch geduldige Wiederholung und nach vielen bitteren Enttäuschungen erlernt.“

Gründlichkeit und Genauigkeit sind zwei für das Studium besonders erstrebenswerthe Punkte. Franz Horner legte in seinen Regeln über die Bildung des Geistes ein großes

Gewicht auf die Gewohnheit sich seiner Sache anhaltend zu befeißigen, bis man ihrer aus dem Grunde Herr geworden; zu diesem Zwecke beschränkte er sich auf wenige Bücher und widerstand mit größter Festigkeit „jeder Neigung zu flüchtiger und von der Sache abspringender Lectüre.“ Der Werth der Kenntnisse besteht nicht in der Menge, sondern hauptsächlich in der nützlichen und richtigen Anwendung derselben. Daher sind weniger Kenntnisse, wenn sie nur genau und in ihrer Art vollkommen sind, viel werthvoller für praktische Zwecke, als ein ausgedehnteres aber oberflächliches Wissen.

Es war einer von Loyolas Grundsätzen; „Wer eine Arbeit auf ein mal gut ausführt, leistet mehr als alle.“ Wenn man seine Anstrengungen zu gleicher Zeit auf zu vieles erstreckt, so schwächt man unvermeidlich die Kraft, verhindert den Fortschritt und eignet sich eine unterbrochene und unwirksame Art zu arbeiten an. Lord St. Leonards theilte einmal Buxton die Art, wie er studirt habe, in folgenden Worten mit: „Ich beschloß, als ich die Rechte zu studiren anfing, mir alles, was ich trieb, vollständig zu eigen zu machen und nie auf einen zweiten Gegenstand überzugehen, bis ich nicht den ersten ganz vollendet hatte. Viele meiner Gefährten lasen an einem Tage so viel, wie ich in einer Woche, aber am Ende des Jahres waren meine Kenntnisse so lebendig, wie am Tage, wo ich sie erworben hatte, während die ihrigen aus ihrem Gedächtnisse verschwunden waren.“

Man wird also nicht durch die Menge des Studiums, das man durchnimmt, sondern durch die Zweckmäßigkeit desselben, durch die Concentrirung des Geistes auf den vorliegenden Gegenstand und durch die systematische Schulung der Geistesthätigkeit zum geschiedten Menschen. Albernethy war sogar der Meinung, daß es einen Sättigungspunkt

seines Geistes gäbe und daß, wenn er mehr in denselben aufnehme, als er festzuhalten vermöge, dies die Wirkung hätte, etwas anderes aus demselben auszustoßen. Vom Studium der Medicin sagte er: „Wenn man eine klare Vorstellung von dem hat, was man zu thun wünscht, so wird man in der Wahl der richtigen Mittel selten fehlgreifen.“

Das nützlichste Studium ist dasjenige, welches zu einem bestimmten Ziel und Zweck getrieben wird. Je gründlicher man ein bestimmtes Wissensgebiet beherrscht, um so nutzbarer macht man es für den augenblicklichen Gebrauch. Daher genügt es nicht, bloß Bücher zu haben, aus denen man sich nach Bedarf unterrichten kann, das praktische Wissen muß man für die Zwecke des Lebens bei sich führen und im Augenblick zur Hand haben. Es genügt nicht ein Kapital zu Hause zu haben, sondern man muß einen Vorrath wissenschaftlicher Scheidemünze in der Tasche bei sich führen, die man bei jeder Gelegenheit ausgeben kann; denn sonst ist man, wenn die passende Zeit eintritt, ziemlich hilflos.

Rasche Entschiedenheit ist beim Studium ebenso nothwendig, wie im Geschäft. Diese Eigenschaft kann man dadurch fördern, daß man junge Leute daran gewöhnt, sich auf ihre eigenen Hilfsmittel zu verlassen und ihnen schon zeitig so viel Freiheit zu handeln läßt, als thunlich ist. Zu viel Leitung und Zwang behindern die Selbständigkeit; sie sind wie Schwimmblasen unter den Armen eines Menschen, der das Schwimmen nicht gelernt hat. Der Mangel an Zutrauen ist wohl ein größeres Hinderniß des Fortschritts, als man meist annimmt. Man hat gesagt, daß das meiste Mißgeschick davon herrühre, daß man die Zügel seines Pferdes anzieht, während es im Sprunge ist. Dr. Johnson war gewohnt sein Glück dem Zutrauen in seine eigenen

Kräfte zuzuschreiben. Echte Bescheidenheit verträgt sich ganz wohl mit einer gebührenden Würdigung der eigenen Verdienste und erfordert durchaus nicht die völlige Verleugnung derselben. Obgleich es Leute giebt, die sich dadurch täuschen, daß sie vor ihre Null eine eingebildete Zahl setzen, so ist doch auch der Mangel an Vertrauen zu sich selbst und in Folge dessen der Mangel an Bereitschaft zum Handeln ein Charakterfehler, der dem Fortschritt des einzelnen sehr im Wege steht, und der Grund, warum so wenig geleistet wird, ist im Allgemeinen der, daß so wenig versucht wird.

Meist fehlt es den Menschen nicht an Lust sich die Resultate der Selbstbildung anzueignen, wohl aber haben sie eine große Abneigung den unvermeidlichen Preis dafür zu zahlen, nämlich angestrengt zu arbeiten. Dr. Johnson war der Ansicht, „daß Unlust am Studium die geistige Krankheit seiner Generation war“ und die Bemerkung ist noch heute anwendbar. Wir glauben vielleicht nicht an ein souveränes Mittel um gelehrt zu werden, nehmen aber doch an, daß man in gemeinsäßlicher Weise sich bilden kann. Man erfindet Arbeit sparende Bildungsmethoden, sucht sich einen kürzesten Weg zur Wissenschaft, lernt z. B. eine Sprache in „zwölf Lectionen“ oder „ohne einen Lehrer.“ Man wird dadurch der Modedame ähnlich, welche sich einen Sprachlehrer unter der Bedingung nahm, daß er sie nicht mit den Zeit- und Mittelwörtern quäle. Man läßt sich in derselben Weise oberflächliche Kenntnisse auf anderen Gebieten beibringen, lernt z. B. Chemie, indem man einen kurzen Cyclus von Vorlesungen über Experimentalchemie anhört, und wenn man Lachgas eingeathmet hat, eine grüne Flüssigkeit in eine rothe hat verwandeln und Phosphor in Sauerstoff hat verbrennen sehen, versteht man genug Chemie. Von einem solchen Verfahren kann man nur sagen, daß,

wenn es auch vielleicht besser ist als nichts, es doch zu nichts gut ist. Man glaubt sich zu bilden, während man sich nur unterhält.

Die Leichtigkeit, mit der man die Jugend auf diese Weise dazu führt, ohne Arbeit und Studium Kenntnisse zu erlangen, ist nicht Erziehung; sie beschäftigt zwar den Geist, aber sie bereichert ihn nicht. Sie reizt auf kurze Zeit und erzeugt eine Art geistiger Schärfe und Gewandtheit, die aber ohne bestimmten höheren Zweck, als das bloße Vergnügen, keinen dauernden Vortheil bringt. In solchen Fällen bringt das Wissen nur einen vorübergehenden Eindruck hervor, eine bloße Empfindung, aber nicht mehr; es ist so eine Wollust des Verstandes, die wohl auf die Sinne, aber bestimmt nicht auf die Einsicht wirkt. So bleiben die besten Geistes Eigenschaften vieler Menschen, die durch lebhaftes Anstrengung und selbständige Thätigkeit hervorgerufen werden würden, in tiefen Schlaf versenkt und werden erst durch ein plötzliches großes Unglück oder Leiden, die in solchen Fällen ein wahrer Segen sind, zum Leben erweckt.

Wenn junge Leute gewohnt sind ihre Belehrung in der Gestalt von Unterhaltungen zu erhalten, so werden sie alsbald diejenige Art verwerfen, die sich ihnen als Arbeit und Mühe darstellt. Wenn sie spielend sich ihr Wissen aneignen, werden sie leicht damit ihr Spiel treiben und die so entstandene Viederlichkeit kann im Laufe der Zeit nicht verfehlen eine völlige Entnervung des Geistes und Charakters zu erzeugen. „Zu große Mannigfaltigkeit in der Lectüre“, sagt Herr Robertson aus Brighton, „schwächt den Geist, wie das Rauchen, und giebt einen Vorwand dafür ab, daß er schläfrig bleibt. Unter allen Arten des Müßigganges ist sie die schädlichste und hinterläßt eine größere Unfähigkeit, als irgend eine andere.“

Das Uebel wächst seiner Natur nach und wirkt in verschiedenartiger Weise. Sein kleinster Nachtheil ist die Oberflächlichkeit; sein größter die Abneigung gegen anhaltende Arbeit und ein niedriger und schwächerer Geisteszustand. Wenn wir wirkliches Wissen uns erwerben wollen, müssen wir uns fleißig anstrengen, wie unsere Väter es thaten, denn die Mühe bleibt immer der unvermeidliche Preis für jedes werthvolle Gut. Wir müssen zufrieden sein mit fester Entschlossenheit zu arbeiten und die Resultate mit Geduld abwarten. Aller wirkliche Fortschritt ist langsam, aber wer treu und eifrig arbeitet, dem wird ohne Zweifel Lohn zur rechten Zeit gewährt. Wenn der Geist der Thätigkeit sich im täglichen Leben des Menschen verkörpert hat, so führt er ihn allmählich dahin, seine Kräfte an immer würdigeren und dem Gemeinwesen nützlicheren Gegenständen der Außenwelt zu üben. Und er muß sich immer weitermühen, denn die Bildungsarbeit wird nie vollendet. „Beschäftigt sein“ sagt der Dichter Gray „heißt glücklich sein“. „Es ist besser durch Arbeit, als durch Kost abgenutzt zu werden“, ist ein Ausspruch des Bischofs Cumberland. „Haben wir nicht die ganze Ewigkeit zur Ruhe?“ eine Frage von Arnauld und *«repos ailleurs»* „Drüben Ruhe“ der Sinnspruch Marix de St. Aldegonde, des thatkräftigen und ewig beschäftigten Freundes Wilhelms des Schweigsamen.

Der Gebrauch, den wir von den uns anvertrauten Kräften machen, ist es, der unseren einzigen gerechten Anspruch auf die Achtung anderer begründet. Wer sein einziges Talent richtig anwendet, ist ebenso ehrenwerth, wie der, dem zehn Talente gegeben sind. In der That haftet an dem Besitz größerer Verstandeskräfte nicht mehr persönliches Verdienst, als an dem eines durch Erbschaft erlangten großen Gutes. Wie werden diese Kräfte benutzt, wie wird

jenes Gut angewandt? Der Geist kann einen großen Vorrath an Kenntnissen aufhäufen, ohne irgend welchen nützlichen Zweck, denn die Kenntnisse müssen mit sittlichem Werth, Weisheit und Rechtchaffenheit des Charakters gepaart sein, sonst sind sie nichts. Pestalozzi hielt die bloße Erziehung des Verstandes sogar für verderblich und behauptete, daß die Wurzeln aller Erkenntniß aus dem Boden des richtig geleiteten Willens ihre Kraft und Nahrung beziehen müssen. Das Wissen könne freilich den Menschen vor den gemeinen Verbrechen im Leben hüten, aber keineswegs gegen seine selbstjüchtigen Laster, wenn es nicht durch gesunde Grundsätze und Gewohnheiten unterstützt werde. Daher finden wir im täglichen Leben so viele Menschen, die von wohlgebildetem Verstande, aber völlig verbildetem Charakter, die mit Schulgelehrsamkeit angefüllt, aber von sehr geringer Lebensweisheit sind und mehr zur Warnung als zur Nachahmung dienen. Ein häufig gehörter Ausspruch unserer Tage lautet: „Wissen ist Macht“, aber das gilt auch vom Fanatismus, von der Herrschsucht und dem Ehrgeiz. Das bloße Wissen würde, wenn es nicht durch Weisheit geleitet wird, schlechte Menschen noch gefährlicher und die Gesellschaft, in welcher es als das höchste Gut betrachtet wird, zum Reich des Satans machen.

Möglicherweise überschätzen wir sogar heute zu Tage die Bedeutung der aus Büchern geschöpften Bildung. Wir bilden uns leicht ein, daß wir, weil wir viele Bibliotheken, Museen und dergleichen öffentliche Anstalten haben, große Fortschritte machen. Es können aber derartige Erleichterungsmittel ebenso häufig der tüchtigen Durchbildung des einzelnen mehr hinderlich als förderlich sein; denn der Besitz oder freie Gebrauch einer Bibliothek bedingt noch ebensowenig Gelehrsamkeit, wie der Besitz von Reichthümern Freigebigkeit, und

trotz unserer zahlreichen Erleichterungsmittel, bleibt es auch jetzt, wie vor Alters, wahr, daß Weisheit und Verstand dem einzelnen nur durch Beobachtung, Aufmerksamkeit und beharrliches Streben zu Theil werden können. Der Besitz der bloßen Bestandtheile des Wissens ist ganz etwas anderes, als Weisheit und Verstand, die durch eine höhere Art Schulung, als durch die durchs Lesen vermittelte, häufig nur passive Aufnahme der Gedanken anderer Leute erlangt werden. Ferner ist ein gut Theil unserer Lectüre nur die Hingabe an ein gewisses geistiges Schnapstrinken, das uns für den Augenblick angenehm erregt, ohne irgend welche Wirkung auf die Veredelung und Bereicherung unseres Geistes oder Charakters auszuüben. Auf diese Weise schmeicheln sich viele mit der Vorstellung, daß sie ihren Geist bilden, während sie einfach damit beschäftigt sind die Zeit todt zu schlagen, ein Verfahren, dem man höchstens das zum Lobe nachjagen kann, daß es sie davon abhält schlimmere Dinge zu thun.

Auch darf man nie außer Acht lassen, daß die aus Büchern gesammelte Erfahrung, wenn auch werthvoll, doch ihrem Wesen nach Gelehrsamkeit ist, während die im Leben gewonnene wesentlich Klugheit ist, und daß eine kleine Menge der letzteren viel mehr werth ist, als ein noch so großer Vorrath der ersten. Lord Bolingbrocke sagt sehr wahr: „Ein Studium, das weder mittelbar noch unmittelbar dahin zielt, uns zu besseren Menschen und Bürgern zu machen, ist im besten Falle nur eine ansehnliche und sinnreiche Art Müßiggang, und das Wissen, welches wir dadurch erlangen, nur eine anständige Art Unwissenheit und nichts weiter.“

Wie nützlich und unterrichtend gute Lectüre auch sein mag, so ist sie doch nur eine Art der Geistesbildung und zwar eine, die viel weniger Einfluß auf die Bildung des

Charakteres hat, als die praktische Bildung und das gute Beispiel. Es gab kluge, tapfere und charakterfeste Menschen in England, lange ehe es ein lesendes Publikum gab. Die Magna Charta wurde von Männern erkämpft, welche sie mit ihren Handzeichen unterzeichneten. Obgleich sie in der Kunst, die Schriftzeichen zu enträthseln, durch welche die Grundsätze auf dem Papier festgehalten werden, völlig unbewandert waren, so wußten sie doch sehr wohl den Werth der Dinge selbst zu schätzen und stritten tapfer für dieselben. So wurde der Grund zur englischen Freiheit von Männern gelegt, die obgleich ungebildet, doch von edelster Charakterbeschaffenheit waren. Man muß zugeben, daß der Hauptzweck der Kultur nicht darin besteht, den Geist bloß mit den Gedanken anderer Leute anzufüllen, sondern unsere persönliche Einsicht zu vermehren und uns zu nützlichen Arbeitern in unserem Berufsfreie zu machen. Viele unserer thatkräftigsten Arbeiter haben sich nur mäßig mit Lectüre abgegeben. Brindley und Stephenson lernten nicht eher lesen und schreiben, als bis sie erwachsen waren und dennoch leisteten sie Großes und führten ein edles Leben; John Hunter konnte mit zwanzig Jahren kaum lesen noch schreiben, obwohl er Tische und Stühle trotz irgend einem andern Tischler im Gewerke anfertigte. „Ich habe nie viel gelesen“, sagt der große Physiologe in einer seiner Vorlesungen: „Das hier“ — auf einen Theil des vor ihm liegenden anatomischen Cadavers zeigend — „ist das Werk, das Sie studiren müssen, wenn Sie sich in Ihrem Beruf auszeichnen wollen.“ Als er erfuhr, daß ihn einer seiner Zeitgenossen der Unkenntniß der todten Sprachen geziehen hatte, sagte er: „Ich würde es unternehmen ihn das am todten Körper zu lehren, was er weder aus irgend einer todten noch lebenden Sprache gelernt hat.“

Es ist also nicht von so großer Wichtigkeit wie viel

jemand weiß, als zu welchem Zweck er etwas weiß. Zweck des Wissens sollte es sein, den Menschen weise zu machen und seinen Charakter zu veredeln, ihn besser, glücklicher und nützlicher zu machen; ihm mehr Wohlwollen, Thatkraft und Leistungsfähigkeit in jedem edlen Streben beizubringen. „Wenn die Menschen sich daran gewöhnen, die Fähigkeit als solche ohne Rücksicht auf den sittlichen Charakter zu bewundern und zu ermuntern — und religiöse und politische Ansichten sind die concrete Form des sittlichen Charakters — so sind sie auf dem geraden Wege zur Entsittlichung.“ Wir müssen selbst etwas sein und thun und uns nicht damit zufrieden geben das zu lesen und darüber nachzudenken, was andere Menschen gewesen sind und gethan haben. Unsere erleuchteten Gedanken müssen zur lebendigen That werden. Wenigstens sollten wir im Stande sein mit Jean Paul zu sagen: „Ich habe aus mir so viel gemacht, wie überhaupt aus dem Stoff zu machen war, und niemand sollte mehr verlangen;“ denn es ist jedermanns Pflicht, sich mit Gottes Hilfe nach seinen Fähigkeiten zu erziehen.

Die Selbsterziehung und Selbstbeherrschung sind die Anfänge der praktischen Weisheit und diese müssen in der Selbstachtung wurzeln. Aus ihr entsteht auch die Hoffnung, die Gefährtin der Kraft und die Mutter des Erfolges, denn wer da stark hofft, besitzt die Gabe Wunder zu thun. Der bescheidenste Mensch kann zu sich sagen: „Mich selbst zu achten, mich selbst zu entwickeln ist die eigentliche Pflicht meines Lebens. Als zum Ganzen gehöriger und verantwortlicher Theil des großen Systems der Gesellschaft, schulde ich es dieser und ihrem Urheber weder meinen Körper noch meinen Geist, noch meine Triebe zu erniedrigen oder gar zu zerstören. Im Gegentheil bin ich verpflichtet nach besten Kräften meinem ganzen Wesen den höchstmöglichen Grad der

Vollendung zu geben. Ich muß nicht nur die bösen Elemente meiner Natur unterdrücken, sondern auch die guten hervorlocken. Und da ich mich selbst achte, so bin ich auch verpflichtet andere zu achten, wie sie mich achten müssen.“ Daher entstehen die gegenseitige Achtung, die Gerechtigkeit und Ordnung, welche im Gesetz schriftlich festgesetzt und gewährleistet sind.

Die Selbstachtung ist das edelste Gewand, in welches der Mensch sich kleiden kann, das erhabenste Gefühl, von dem der Geist beseelt wird. In einem der weisesten Sprüche seiner „goldenen Verse“ schärft Pythagoras seinen Schülern die Selbstachtung ein. Durch diese hohe Idee getragen, wird der Mensch weder seinen Körper durch Sinnlichkeit, noch seine Seele durch knechtische Gedanken besudeln. Diese Empfindung wird, in's tägliche Leben übertragen, sich an der Wurzel aller Tugenden, der Reinlichkeit, Mäßigkeit, Keuschheit, Sittlichkeit und Religiosität finden. „Die fromme und gerechte Selbstachtung“, jagt Milton, „kann als der innere Lebenssaft und die Hauptquelle angesehen werden, aus der eine jede lobenswerthe und edle Unternehmung entspringt.“ Von sich selbst schlecht denken heißt in der eigenen Achtung sowohl, als in der Achtung anderer sinken. Und wie die Gedanken, so werden auch die Handlungen sein. Der Mensch kann nicht in die Höhe streben, wenn er hinunter blickt; um sich zu erheben muß er aufwärts schauen. Selbst der Bescheidenste kann sich durch die geziemende Hingabe an diese Empfindung aufrecht erhalten. Sogar die Armuth kann durch Selbstachtung erhoben und erhellt werden; und es ist ein wahrhaft edler Anblick, wenn ein armer Mann sich unter Versuchungen aufrecht erhält und sich nicht durch niedrige Handlungen entwürdigt.

Man entweicht die Bildung dadurch, wenn man sie zu

ausschließlich als Mittel ansieht, um vorwärts zu kommen. In diesem Lichte betrachtet ist die Erziehung ohne Frage eine der besten Anlagen von Zeit und Arbeit. In jedem Lebensberuf wird die Intelligenz den Menschen befähigen, sich leichter in die Umstände zu fügen, - ihm vollkommenerer Arbeitsmethoden eingeben und ihn geschickter und leistungsfähiger machen. Der Kopfarbeiter sowohl als der Handarbeiter wird seine Aufgaben mit klarem Blick übersehen und wird sich seiner wachsenden Kraft bewußt werden, vielleicht das ermunterndste Bewußtsein, dessen der menschliche Geist fähig ist. Die Macht der Selbsthilfe wird allmählich wachsen und im Verhältniß zu seiner Selbstachtung wird der Mensch gegen niedrige Gelüste gewappnet sein. Er wird die Gesellschaft und ihre Thätigkeit mit einem ganz neuen Interesse ansehen, sein Mitgefühl wird sich erweitern und erstarken und er wird auf solche Weise sich angezogen fühlen sowohl für andere, als für sich selbst zu arbeiten.

Die Bildung braucht aber auch nicht zu solcher Auszeichnung zu führen, wie in den zahlreichen früher angeführten Beispielen. Die große Mehrzahl der Menschen aller Zeiten, auch der erleuchteten, muß nothwendigerweise in den gewöhnlichen gewerblichen Berufsarten beschäftigt sein; und kein noch so hoher Culturgrad der ganzen Gesellschaft wird sie je in stand setzen — selbst wenn es wünschenswerth wäre, was nicht der Fall ist — die tägliche Arbeit, deren jene bedarf, los zu werden. Aber was, nach unserer Ansicht, erreicht werden kann, ist Folgendes: Man kann die Lage der Arbeit dadurch heben, daß man sie mit edlen Gedanken verbindet, die den niedrigsten wie den höchsten Stand schmücken. Denn ob auch ein Mensch noch so arm oder niedrig sei, so können doch die großen Geister unserer und früherer Zeiten in seine niedere Hütte kommen und ihm

zeitweilig Gesellschaft leisten. Auf diese Weise kann gewohnheitsmäßige, richtig geleitete Lektüre zu einer Quelle des höchsten Genusses und der Bildung werden und mit den wohlthätigen Folgen einen leichten Zwang auf den ganzen Gehalt des Charakters und Lebens eines Menschen ausüben. Und wenn auch die Bildung in einem solchen Falle nicht Wohlhabenheit erzeugt, so verschafft sie doch die Gesellschaft erhabener Gedanken. Ein Edelmann fragte einst einen Weisen verächtlich: „Was haben Sie mit aller Ihrer Philosophie erreicht?“ „Ich habe wenigstens in mir selbst Gesellschaft bekommen“ war des Philosophen Antwort.

Aber eine Menge Menschen fühlt sich leicht niedergedrückt und verliert die Lust an der Bildungsarbeit, weil sie nicht so rasch in der Welt vorwärts kommen, als sie es, nach ihrer Meinung, verdienen. Nachdem sie ihre Eichel gepflanzt, erwarten sie, daß dieselbe sofort zur Eiche aufschieße. Sie haben vielleicht das Wissen wie eine gangbare Waare angesehen, und sind deshalb empört darüber, daß es sich nicht so verkauft, wie sie es erwartet haben. Herr Tremenheere erzählt in einem seiner Erziehungsberichte (für's Jahr 1840—41), wie ein Schulmeister in Norfolk, welcher fand, daß die Frequenz seiner Schule in rascher Abnahme sich befand, als Ursache, warum die meisten Eltern ihre Kinder aus der Schule zurückzogen, die enttäuschte Erwartung derselben feststellte, daß „die Erziehung sie in bessere Verhältnisse, als ihre früheren bringen würde“. „Da sie ihnen aber „nichts genutzt“ habe, hätten sie die Kinder aus der Schule genommen und würden sich weiter keine Mühe um die Erziehung geben!“

Dieselbe niedrige Ansicht von der Bildung herrscht nur zu oft in anderen Klassen vor und wird durch falsche Lebensanschauungen unterstützt, die mehr oder weniger in der

Gesellschaft in Umlauf sind. Denn es heißt die Bildung sehr niedrig stellen, wenn man sie als Mittel betrachtet andere im Glück zu überflügeln, oder wenn man durch sie den Geist zu zerstreuen wünscht, statt sie als eine Kraft anzusehen, die den Charakter hebt und die geistige Natur erweitert. Um mit Baco zu reden: „Die Wissenschaft ist kein Kramladen, in welchem man vortheilhafte Geschäfte macht, sondern eine reiche Schatzkammer zum Ruhme des Schöpfers und zur Befreiung des Menschen.“ Es ist ohne Frage sehr ehrenwerth, wenn jemand sich abmüht, seine gesellschaftliche Stellung zu verbessern, aber er darf dabei sein besseres Selbst nicht aufopfern. Den Geist zum Lastthier des Körpers machen, heißt ihn im höchsten Grade herabwürdigen und es ist das bloße Zeichen eines kleinlichen, oft eines verbitterten Geistes, wenn man über ein bedauernswerthes Schicksal jammert und wehklagt, weil man sein Glück im Leben nicht gemacht hat, was am Ende mehr von der Gewohnheit des Fleißes und aufmerkamer Geschäftsführung, als vom Wissen abhängt. Solch eine Gemüthsverfassung verdient mit den Worten Robert Southey's getadelt zu werden, der an einen ihn um Rath ersuchenden Freund Folgendes schrieb: „Ich würde Ihnen Rath geben, wenn er Ihnen nützen könnte; aber man kann die nicht kuriren, die krank sein wollen. Ein guter und weiser Mensch kann zu Zeiten auf die Welt böse, zu andern über sie traurig sein; aber glauben Sie mir, niemand war auf die Dauer mit der Welt unzufrieden, der seine Pflicht in derselben that. Wenn einem Mann von Bildung, der gesund ist und seine Augen, Hände und freie Zeit hat, der Lebenszweck fehlt, so geschieht das nur, weil Gott der Allmächtige alle diese Segnungen einem Menschen geschenkt hat, der sie nicht verdient.“

Eine andere Art, wie die Bildung entehrt werden kann

ist die, sie bloß als Mittel geistiger Zerstreuung und zum Zeitvertreib zu benutzen. Viele dienen in unseren Tagen diesem Geschmacke. Man kann es fast eine Sucht nach gehaltloser Aufregung nennen, was sich in mancherlei Gestalt in unserer volksthümlichen Literatur darstellt. Um dem Geschmack des Publikums zu genügen, müssen unsere Bücher und Zeitschriften pikant, unterhaltend und komisch sein, selbst die Gaunersprache und gemeine Redensarten nicht verachten und Verletzungen aller menschlichen und göttlichen Gesetze darstellen. Douglas Ferrold sagte einmal von dieser Richtung: „Ich bin fest überzeugt, die Welt wird dieses ewigen Witzels über alle Dinge müde werden. Das Leben hat am Ende doch auch etwas Ernsthaftes an sich und kann nicht ausschließlich der Komik dienen. Ich glaube es giebt Leute, die eine komische Bergpredigt schreiben könnten. Man denke sich eine komische Geschichte Englands, Alfred den Großen oder Thomas Moore Possen reizend, des letzteren Tochter um sein todtes Haupt bettelnd und es im Sarge an ihren Busen drückend als Soloscherz! Die Welt würde doch bestimmt einer solchen Trivialität überdrüssig werden.“ John Sterling sagte in ähnlichem Sinne: „Zeitschriften und Romane wirken in unserer Zeit auf alle, namentlich aber auf diejenigen, deren Geist noch keine bestimmte Richtung eingeschlagen hat, sondern erst in der Charakterbildung begriffen ist, wie die Plagen Aegyptens, sie erzeugen Ungeziefer, welches das gesunde Wasser verdirbt und unsere Wohnungen verpestet.“

Um von schwerer Arbeit auszuruhen und sich von ernstern Beschäftigungen zu erholen ist das Lesen einer von einem talentvollen Schriftsteller gut geschriebenen Erzählung ein hoher geistiger Genuß und es ist eine Art Literatur, die für alle Klassen von Lesern, Alt und Jung, einen

großen Reiz hat; dieses Vergnügen möchten wir daher auch keinem entzogen wissen. Aber sie zur ausschließlichen geistigen Nahrung zu machen, das Zeug zu verschlingen, das die Bretter der Leihbibliotheken anfüllt und den größten Theil seiner freien Zeit mit dem Lesen der verkehrten Darstellungen des menschlichen Lebens, die so viele von ihnen darbieten, zu verbringen, ist schlimmer als Zeitverschwendung, es ist geradezu verderblich. Der Romanleser aus Gewohnheit schwelgt so sehr in gemachten Empfindungen, daß eine große Gefahr vorliegt, daß seine gesunde Empfindung dadurch verdorben oder betäubt wird. „Ich gehe nie in ein Trauerspiel“, sagte ein lustiger Bruder einmal zu dem Erzbischof von York, „es greift mich zu sehr an.“ Das durch die Dichtung hervorgerufene Mitleid führt zu keiner entsprechenden Handlung; die Empfindungen, die es anregt, bringen weder Unbequemlichkeiten noch Opfer mit sich, so daß das zu häufig durch die Dichtung in Rührung versetzte Gemüth endlich für die Wirklichkeit unempfindlich wird. Allmählich wird dem Charakter die Härte entzogen und er verliert unmerklich seine lebendige Federkraft. Der Bischof Batlin sagt: „Sich schöne Bilder der Tugend im Geiste vormalen erzeugt in dem, welcher sich damit abgiebt, so wenig tugendhafte Gewohnheiten, daß es sogar häufig das Gemüth nach der entgegengesetzten Richtung verhärtet und es allmählich unempfindlich macht.“

Mäßige Unterhaltung ist heilsam und zu empfehlen, übertrieben aber verdirbt sie die ganze Natur, und man hat sich vor ihr sorgfältig zu hüten. Man hört es häufig als Wahrheit aussprechen, daß durch beständiges Arbeiten ohne irgend welche Zerstreuung Knaben dumm gemacht werden, aber durch das umgekehrte Verhältniß werden sie noch mehr verdorben. Nichts kann einem Jüngling schädlicher sein,

als sich mit Vergnügungen zu übersättigen. Es werden dadurch seine besten Geistes Eigenschaften geschwächt; gewöhnliche Genüsse verlieren ihren Geschmack, seine Lust an höheren Freuden wird verdorben und wenn er der Arbeit und den Pflichten des Lebens gegenübertritt, so sind die Folgen meist Widerwillen und Ekel dagegen. Rasch lebende Leute vergeuden und erschöpfen ihre Lebenskraft und legen die Quellen der echten Glückseligkeit trocken. Da sie ihre Kraft vorweg verbraucht haben, können sie es zu keiner gesunden Charakter- oder Verstandesentwicklung bringen. Ein Kind, das seine Einfalt, ein junges Mädchen, das ihre Unschuld, ein Knabe, der seine Wahrheitsliebe verloren, bieten keinen erbärmlicheren Anblick dar, als ein Mann, der seine Jugend verbummelt und vergeudet hat. Mirabeau sagte von sich selbst: „Meine Jugendjahre haben schon zum großen Theil die späteren ihres Erbtheils beraubt und meine Lebenskräfte verschwendet.“ Wie das Unrecht, das jemand heute einem andern zufügt, später auf ihn selbst zurückfällt, so erheben sich die Sünden unserer Jugend, um uns im Alter zu geißeln. Wenn Lord Bacon sagt, „daß die natürliche Kraft der Jugend viele Ausschweifungen begeht, welche dem Mann bis ins Alter nachgetragen werden“, so stellt er damit sowohl eine leibliche, als sittliche Thatsache dar, auf welche man für seine Lebensführung nie Gewicht genug legen kann. „Ich versichere Sie“, schrieb der Italiener Giusti an einen Freund, „ich bezahle einen schweren Preis für das Dasein. Es ist wahr, daß unser Leben nicht zu unserer eigenen Verfügung steht. Die Natur giebt es uns angeblich im Anfang umsonst, schiebt aber später ihre Rechnung ein.“ Die schlimmste Folge der Jugendthorheiten ist nicht die, daß sie die Gesundheit zerstören, sondern daß sie das Mannesalter besudeln. Der liederliche Jüngling wird ein verdorbener

Mann, der oft nicht rein sein kann, selbst wenn er es wünscht. Wenn es dafür ein Heilverfahren giebt, so besteht es nur darin, dem Geist ein glühendes Pflichtgefühl einzupumpfen und in der kräftigen Hingabe an eine anstrengende, nützliche Arbeit.

Einer der geistig begabtesten Franzosen war Benjamin Constant; aber schon bei zwanzig Jahren war er blasirt, sein Leben bestand nur in einem ewigen Jammer statt in einer Fülle großer Thaten, die er bei gewöhnlichem Fleiß und Selbstbeherrschung hätte verrichten können. Er wollte so viele Dinge ausführen, die er ungethan ließ, daß man ihn schließlich Constant, den Inconstanten (Unbeständigen) nannte. Er war ein gewandter und glänzender Schriftsteller und hegte den Ehrgeiz Werke zu erzeugen, „welche die Welt nicht gerne untergehen lassen würde.“ Aber während er die höchste Denkungsart zur Schau trug, führte er die niedrigste Lebensweise, und die Erhabenheit seiner Bücher machte die Niedrigkeit seines Lebens keineswegs wieder gut. Er besuchte die Spieltische, zur Zeit, als er sein Werk über die Religion vorbereitete, und unterhielt einen schimpflichen Liebeshandel, während er seinen „Adolf“ schrieb. Bei aller seiner geistigen Befähigung war er doch schwach, weil er nicht an die Tugend glaubte. „Dumm' Zeug!“ sagte er, „was sind Ehre und Würde? Je länger ich lebe, desto deutlicher sehe ich ein, daß nichts daran ist.“ Das war der Angstschrei eines Elenden. Er beschreibt sich selbst als „Staub und Asche.“ „Ich schreite, wie ein Schatten über die Erde, von Elend und langer Weile begleitet.“ Er sehnte sich nach Voltaire's Thatkraft, die er lieber besessen hätte, als seinen Geist. Aber er hatte nur Wünsche, keine Kraft der Entschliebung, sein vorzeitig erschöpftes Leben war in seinem innersten Zusammenhang zerbrochen, er sprach von sich, als

von jemand, der mit einem Fuße in der Luft schwebte, gab zu, daß er keine Grundsätze, keinen sittlichen Halt habe. Daher brachte er es trotz seiner glänzenden Anlagen zu nichts, und starb, nachdem er lange unglücklich gelebt hatte, zerrüttet und im Elend.

Das Leben Augustin Thierry's, des Verfassers der Geschichte der normannischen Eroberung, bietet ein bewundernswerthes Gegenstück zu dem von Constant dar. Er ist durchweg ein treffliches Vorbild von beharrlichem Fleiß, Selbstbildung und unermüdlichem Wissensdrange. In seinem Beruf verlor er die Sehkraft, die Gesundheit, aber nie die Liebe zur Wahrheit. Als er so schwach war, daß man ihn wie ein hilfloses Kind aus einem Zimmer ins andere tragen mußte, verließ ihn sein Muth nicht und trotz Blindheit und Hilflosigkeit beschloß er seine schriftstellerische Thätigkeit mit folgenden edlen Worten: „Wenn, wie ich glaube, das Interesse der Wissenschaft zur Zahl der großen nationalen Interessen gerechnet wird, so habe ich meinem Vaterlande alles hingegeben, was der auf dem Schlachtfelde verstümmelte Soldat ihm opfert. Was auch das Schicksal meiner Arbeiten sein mag, so wird, wie ich hoffe, dieses Beispiel nicht verloren sein; ich wünschte, es möchte die Art sittlicher Schwäche bekämpfen helfen, welche die Krankheit unseres jetzigen Geschlechts ist, es möchte einige der entnervten Seelen auf den rechten Lebensweg zurückführen, welche sich über fehlenden Glauben beklagen, die nicht wissen was sie thun sollen und überall nach einem Gegenstande der Verehrung und Bewunderung suchen, ohne ihn zu finden. Warum soll man mit so viel Bitterkeit sagen, daß in der Welt, wie sie nun einmal beschaffen ist, keine Luft für die Lungen keine Beschäftigung für den Geist existirt? Gibt es nicht ein gelassenes und ernstes Studium? Und bietet uns das

nicht einen Zufluchtsort, eine Hoffnung, ein Gebiet dar, das wir alle erreichen können? Damit können böse Tage verbracht werden, ohne daß man ihre Last fühlt. Ein jeder kann sich sein eigenes Geschick bereiten, jedermann sein Leben edel anwenden. Das habe ich gethan und würde es wieder thun, wenn ich von Neuem anzufangen hätte; ich würde das erwählen, was mich dahin gebracht hat, wo ich mich befinde. Blind, hoffnungslos und fast ohne Unterbrechung leidend, kann ich wohl dies Zeugniß ablegen, welches, von mir kommend, nicht verdächtig erscheinen wird. Es giebt in der Welt etwas Besseres, als sinnliche Genüsse, als Vermögen, ja als selbst die Gesundheit, und das ist die Hingabe an die Wissenschaft.“

Coleridge hatte in vieler Beziehung Aehnlichkeit mit Constant. Er besaß eben so glänzende Fähigkeiten, war aber eben so unentschlossen. Bei all' seinen großen Geistesgaben fehlte ihm der Fleiß und er hatte einen Widerwillen gegen anhaltende Arbeit. Ihm gebrach es auch an Unabhängigkeitsfönn und er hielt es für keine Entwürdigung seine Frau und Kinder von der geistigen Arbeit des edlen Southey unterhalten zu lassen, während er sich nach Highgate Grove zurückzog, um mit seinen Schülern transcendente Philosophie zu treiben und mit Verachtung auf die ehrenwerthe Arbeit hinabsah, die unter ihm im Lärm und Rauch von London vor sich ging. Während ihm lohnende Beschäftigung zu Gebote stand, erniedrigte er sich so weit, Wohlthaten von seinen Freunden anzunehmen, und trotz seiner erhabenen philosophischen Ideen, unterwarf er sich Demüthigungen, vor denen mancher Tagelöhner zurückgeschauert wäre. Was für ein anderer Charakter war doch Southey! der nicht nur bloß selbst gewählte Beschäftigung trieb und sich oft mit langweiliger und seinem Geschmack nicht zusagender bestellter Arbeit

abgeben mußte, sondern auch unablässig und mit größtem Eifer sich einen Vorrath von Kenntnissen aus reiner Liebe zur Wissenschaft erwarb. Jeder Tag, jede Stunde hatte seine bestimmte Beschäftigung, da Verpflichtungen gegen die Verleger pünktliche Erfüllung erheischten und für die bedeutenden Ausgaben eines großen Haushalts zu sorgen war. Denn Southey erwachsen keine Einnahmen, wenn seine Feder nicht fleißig war. „Staatseinkünfte habe ich keine“, pflegte er zu sagen „und mein ganzes Vermögen liegt in meinem Tintenfaß.“

Robert Nicoll schrieb an einen Freund, nachdem er Coleridge's „Erinnerungen“ gelesen hatte: „Welch' eine mächtige Begabung ging in dem Manne aus Mangel an etwas Thatkraft, an ein wenig Entschlossenheit verloren.“ Nicoll selbst war ein ernster und entschlossener Geist, er starb jung, aber nicht, ohne große Schwierigkeiten im Leben überwunden zu haben. Als er beim Eintritt in's Leben ein kleines Buchhändlergeschäft leitete, fühlte er sich durch eine Schuld, die nur zwanzig Pfund betrug, so niedergedrückt, daß er sie wie „einen Mühlstein am Halse“ empfand und versicherte, wenn er sie bezahlt habe, nie wieder von einem Sterblichen etwas borgen zu wollen. In einem Briefe an seine Mutter aus der Zeit sagt er: „Fürchte nichts für mich, denn ich fühle, daß ich täglich fester und hoffnungsvoller im Geiste werde. Je mehr ich darüber nachdenke — und das Denken, nicht das Lesen ist jetzt meine Beschäftigung — merke ich, daß ich reicher und, was weit besser ist, klüger werde. Ich bin so kühn zu glauben, daß ich dem Leiden, der Armuth und allen den anderen Ungethümen, welche die Menschen so sehr in Furcht versetzen, ohne Zagen Trotz bieten könnte und ohne meine Selbstachtung, meinen Glauben an die hohe Bestimmung des Menschen oder mein

Vertrauen zu Gott zu verlieren. Es giebt einen Standpunkt, den zu erreichen viel geistige Mühe und Kämpfe kostet, von welchem man aber, wenn man ihn einmal gewonnen hat, herabblicken kann wie der Reisende von einem hohen Gebirge, auf die Gewitterstürme, die unter ihm rasen, während er selbst im Sonnenschein wandelt. Daß ich ihn schon einnehme, will ich nicht sagen, aber ich fühle mich demselben täglich näher.“

Nicht die Bequemlichkeit, sondern die Anstrengung, nicht Erleichterungsmittel, sondern Hindernisse machen zum Manne. Es giebt vielleicht keine Lebensstellung, in der nicht Schwierigkeiten zu überwinden sind, ehe man irgend einen entschiedenen Erfolg erzielt. Diese sind aber eben unsere besten Lehrer, wie ja auch unsere Mißgriffe am meisten zu unserer Erfahrung beitragen. Fox pflegte zu sagen, er erwarte mehr von einem Menschen, dem etwas mißglückt wäre, und der trotz seines Unglücks mit seiner Beschäftigung fortfahre, als von einem Glücklichen, dessen Laufbahn ohne Unterbrechung aufwärts gegangen sei. „Es ist ganz schön, wenn ein junger Mann sich durch eine glänzende erste Rede ausgezeichnet hat. Er kann damit fortfahren, oder er kann sich mit diesem ersten Triumph zufrieden geben; aber auf den jungen Mann, der zuerst keinen Erfolg gehabt hat und doch weiter arbeitet, will ich eine Wette eingehen, daß er mehr leistet, als die Mehrzahl derer, denen es beim ersten Versuche glückte.“

Wir lernen viel mehr vom Unglück als vom Glück. Häufig entdecken wir, was gelingen wird, nur dadurch, daß wir erfahren haben, was nicht gelingen wird, und wer nie einen Fehlgriff gethan hat, hat auch wohl nie etwas erfunden. Das Mißglücken des Versuchs eine Saugpumpe arbeiten zu lassen, sobald der Kolben mehr als

33 Fuß über den Wasserpiegel gehoben werden sollte, brachte gute Beobachter darauf, das Gesetz des Luftdrucks zu studiren und eröffnete dem Genie eines Galilei, Torrecelli und Boyle ein neues Forschungsgebiet. John Hunter pflegte zu sagen, daß die Chirurgie nicht eher Fortschritte machen werde, als bis die Operateure den Muth hätten, ihre unglücklich verlaufenen Fälle ebenso wie ihre glücklichen bekannt zu machen. Der Ingenieur Watt hielt die Geschichte der mißglückten Versuche für das dringendste Bedürfniß der Mechanik. „Wir brauchen“, sagte er, „ein Fehlerbuch.“ Als man Davy einmal ein geschickt angestelltes Experiment zeigte, sagte er: „Ich danke Gott, daß er mich nicht zum gewandten Experimentator gemacht hat, denn meine bedeutendsten Entdeckungen sind mir durch mißlungene Versuche eingegeben worden.“ Ein anderer ausgezeichnete Physiker hat es uns schriftlich hinterlassen, daß er sich, so oft er während seiner Forschungen auf ein anscheinend unüberwindliches Hinderniß stieß, meist am Vorabende einer großen Entdeckung befand. Die allergrößten Dinge — große Gedanken, Entdeckungen, Erfindungen — sind gewöhnlich in der Noth groß gezogen, häufig in Zeiten der Sorgen durchdacht und schließlich nur mit Schwierigkeiten fest begründet worden.

Beethoven sagte von Rossini, er hätte das Zeug zu einem guten Musiker in sich gehabt, wenn er nur in seiner Jugend tüchtige Prügel bekommen hätte; er wäre aber durch die Leichtigkeit, mit der er producirte, verdorben worden. Menschen, die ihre Kraft in sich fühlen, brauchen sich nicht vor feindlichen Meinungen zu fürchten, sie haben viel mehr Ursache vor ungebührlichem Lob oder einer zu freundlichen Kritik sich in Acht zu nehmen. Als Mendelssohn bei der ersten Aufführung seines Elias in Birmingham in das Orchester trat, sagte er lachend zu einem seiner Freunde

und Kritiker: „Bohren Sie mir nur Ihre Krallen ein! Sagen Sie mir nicht, was Ihnen gefällt, sondern was Ihnen nicht gefällt.“

Man hat mit Wahrheit gesagt, daß die Niederlage einen besseren Prüfstein für den Feldherrn abgiebt, als der Sieg. Washington verlor mehr Schlachten als er gewann; aber schließlich hatte er doch Erfolg. Die Römer fingen in ihren siegreichsten Feldzügen fast beständig mit Niederlagen an. Moreau wurde häufig von seinen Kameraden mit einer Trommel verglichen, von der niemand etwas hört, bis sie geschlagen worden. Wellington's militärisches Genie wurde durch Schwierigkeiten, die scheinbar alles zu Boden drücken mußten, zur völligen Entwicklung gebracht; denn sie dienten nur dazu, seine Entschlossenheit zu stählen und seine großen Eigenschaften als Mensch und Feldherr deutlicher an den Tag zu bringen. Ebenso macht der kundige Seemann seine besten Erfahrungen mitten in Stürmen; diese geben ihm Selbstvertrauen, Muth und die beste Schulung, und vermuthlich verdanken wir unseren stürmischen Meeren und kalten Winternächten die beste Erziehung unserer englischen Matrosen, die sicherlich von keinen andern in der Welt übertroffen werden.

Die Noth ist zwar ein strenger Lehrmeister, aber meist doch der beste. Obgleich wir von Natur vor dem Gottesurtheil des Unglücks zurückschauern, so müssen wir uns demselben, wenn es eintritt, tapfer und wie Männer unterziehen. Sehr wahr sagt Burns:

„Ob Leiden und Scheiden  
Auch strenge Lehrer sei'n;  
's liegt Geist d'rin, er weist hin  
Auf Hilfe aus der Pein.“

„Lieblich fürwahr ist der Nutzen der Trübsal.“ Er offenbart uns unsere Fähigkeit und ruft unsere Kräfte

hervor. Wenn wirklicher Werth in der Charakterstärke liegt, so wird er, wie wohlriechende Kräuter seinen herrlichen Duft hervorströmen lassen, sobald er gepreßt wird. „Was ist sogar die Armuth“, fragt Jean Paul, „daß der Mensch gegen sie murren sollte? Sie ist nur wie der Schmerz, den das Durchbohren der Ohren einer Jungfrau verursacht und man hängt kostbare Juwelen in die Wunde.“ Durch die Lebenserfahrung stellt sich heraus, daß die heilsame Zucht der Widerwärtigkeiten auf starke Naturen gewöhnlich einen selbsterhaltenden Einfluß ausübt. Man findet häufig Menschen, die im Stande sind muthig in Entbehrungen auszuharren und heiter Hindernissen entgegenzutreten, die später aber den gefährlicheren Einflüssen des Glücks nicht Widerstand entgegensetzen können. Nur dem Schwachen raubt der Wind den Mantel; ein Mann von mittlerer Stärke läuft mehr Gefahr ihn zu verlieren, wenn ihn die Sonnenwärme zu sehr belästigt. Daher gehört oft höhere Bildung und ein stärkerer Charakter dazu das Glück, als das Unglück zu ertragen. Einige Naturen werden freilich durch das Glück zur Großmuth entflammt, aber auf sehr viele übt es nicht diesen günstigen Einfluß aus; niedrige Seelen macht es bloß hart und verwandelt ihre Unterwürfigkeit in Stolz. Die Trübsal hingegen wird einem entschlossenen Menschen Seelenstärke verleihen. Wir sagen mit Burke: „Die Noth ist ein strenger Lehrer, der durch einen väterlichen Beschützer über uns gesetzt wird, welcher uns besser kennt und liebt, als wir uns selbst. Wer mit uns ringt, kräftigt unsere Muskeln, vermehrt unsere Gewandtheit und wird aus einem Gegner zu einem Beistande. Ohne den Zwang der Noth könnte das Leben zwar leichter, aber die Menschen würden weniger werth sein. Weise benutzte Prüfungen bilden den Charakter und lehren die Selbsthilfe; denn das Ungemach selbst kann

zur heilsamsten Erziehung für uns werden, obwohl wir es nicht anerkennen. Als der tapfere junge Hodson ungerechter Weise von seinem indischen Commando entfernt wurde und sich durch falsche Beschuldigungen und unverdienten Tadel sehr niedergedrückt fühlte, bewahrte er sich doch seinen Muth und konnte zu einem Freunde sagen: „Ich bestrebe mich dem Schlimmsten kühn in's Auge zu sehen, wie dem Gegner im Felde, und meine Arbeit mit Entschlossenheit und nach meinen besten Kräften zu thun, in der Ueberzeugung, daß es einen Grund für alles giebt, daß die Erfüllung selbst verdrießlicher Pflichten ihren Lohn mit sich bringt und daß sie, wäre das auch nicht der Fall, doch immer Pflichten bleiben.“

Der Kampf des Lebens wird in den meisten Fällen bergan geführt und es hieße ihn ohne Ehren bestehen, wenn keine Anstrengung dabei wäre. Gäbe es keine Schwierigkeiten, so gäbe es auch keinen Erfolg, hätte man kein Kampfziel, so würde auch nichts geleistet werden. Eine schwierige Lage kann den Furchtsamen einschüchtern, aber sie wirkt als heilsamer Reiz auf den Tapfern. Alle Lebenserfahrung beweist in der That, daß die Hindernisse des menschlichen Fortschritts meist durch beharrliche Thätigkeit, redlichen Eifer und vor allem durch den festen Entschluß überwunden werden können, sich männlich gegen das Unglück zu erheben.

Für ganze Völker, wie für den einzelnen, ist die Schule der Noth die beste sittliche Erziehung, und ihre Geschichte würde alles Große und Gute, was je von Menschen geleistet worden, zu erzählen haben. Es ist schwer zu sagen, wie viel z. B. die Völker des Nordens ihrem rauhen und veränderlichen Klima und ihrem ursprünglich unfruchtbaren Boden zu verdanken haben, der zum Theil ihren Zustand —

beständige Kämpfe — bedingt, von denen die Bewohner wärmerer Erdstriche nichts wissen. Und es kann wohl sein, daß, obwohl unsere herrlichsten Erzeugnisse aus fremden Ländern stammen, der Fleiß und die Geschicklichkeit, die dazu gehörten sie bei uns aufzuziehen, die nothwendige Vorbedingung für die Tüchtigkeit unserer Landsleute sind.

In jeder Noth muß der Mensch, je schlimmer sie ist, desto besser sich bewähren. Der Kampf mit ihr bildet seine Kraft, schult seine Gewandtheit und ermuthigt ihn zu künftigen Anstrengungen, wie der Schnellläufer allmählich dadurch seine Fertigkeit erlangt, daß er lernt bergan zu laufen. Der steile Weg zum Erfolge ist schwer zu erklimmen und stellt die Kräfte desjenigen auf die Probe, der zum Gipfel gelangen will. Aber durch die Erfahrung lernt der Mensch bald, daß man Hindernisse durch Kampf überwindet, daß die Messel sich so weich wie Seide anfühlt, wenn man sie muthig ansaßt und daß die wirksamste Hilfe um seine Absichten zu verwirklichen auf der sittlichen Ueberzeugung beruht, daß wir unser Ziel erreichen können und wollen. Auf diese Weise fallen die Schwierigkeiten oft von selbst vor dem Entschlusse sie zu überwältigen.

Ziel wird schon durch den bloßen Versuch erreicht. Niemand weiß, was er leisten kann, bis er es versucht hat und nur wenige versuchen ihr Neufßerstes früher, als bis sie dazu gezwungen werden. „Wenn ich nur dies oder das thun könnte“ seufzte der verzagende Jüngling. Aber durch bloße Wünsche wird nichts geleistet; der Wunsch muß zum Entschlusse, zur Anstrengung reifen und ein einziger thatkräftiger Entschlusse ist mehr werth als tausendfaches Sehnen. Diese dornigen Wemns, welche die Unfähigkeit und Verzweiflung von sich giebt, schränken gar häufig das Gebiet des Möglichen ein und verhindern eine jede Leistung oder auch

den bloßen Versuch dazu. „Eine Schwierigkeit“ sagt Lord Lyndhurst „kann überwunden werden.“ Man kämpfe sofort mit ihr; Fertigkeit kommt mit der Uebung, und Kraft und Muth mit der wiederholten Anstrengung. So kann der Geist und Charakter vollständig geschult und befähigt werden mit einer Anmuth und Freiheit zu handeln, die denen unbegreiflich erscheint, welche nicht ähnliche Erfahrungen durchgemacht haben.

Alles Lernen besteht in der Bemeisterung von Schwierigkeiten, aber ein Schritt hilft dem andern. Dinge im Unterricht, die zuerst ziemlich werthlos erscheinen, z. B. das Studium der todten Sprachen, der Verhältnisse der Linien und Flächen, die sogenannte Mathematik, sind in Wirklichkeit von größtem praktischen Nutzen, nicht sowohl wegen der Kenntnisse, die sie mittheilen, als wegen der Entwicklung, die sie mit sich bringen. Die Bemeisterung dieser Wissenschaften ruft die Anstrengung hervor und pflegt die geistigen Kräfte, welche sonst unbenuzt geblieben wären. So führt das eine zum andern, die Arbeit zieht sich durch's Leben, denn der Kampf mit den Schwierigkeiten endigt nur mit dem Leben und mit der Cultur. Die Hingabe aber an das Gefühl der Entmuthigung hat noch niemandem über eine Schwierigkeit hinweggeholfen und wird es auch nie thun. D'Alembert ertheilte einem Studenten, der sich bei ihm über den Mangel an Erfolg beim Erlernen der Anfangsgründe der Mathematik beklagte, den richtigen Rath: „Fahren Sie fort und Vertrauen und Kraft werden sich bei Ihnen einstellen.“

Die Pirouetten-Tänzerin, der Violinspieler haben ihre Gewandtheit nur durch geduldige Wiederholungen und nach vielen mißglückten Versuchen erworben. Carissimi rief aus, als man ihn für die Leichtigkeit und Anmuth seiner Melodien lobte: „Ach! Sie wissen nicht, wie schwer mir diese Leich-

tigkeit geworden ist.“ Der Maler Reynolds antwortete auf die Frage, wie viel Zeit er dazu gebraucht habe ein bestimmtes Bild fertig zu bekommen: „Mein ganzes Leben.“ Als der amerikanische Redner Henry Clay einigen jungen Männern Rath ertheilte, beschrieb er ihnen die Art, wie er seine Erfolge als Redner erzielt, folgendermaßen: „Ich verdanke mein Glück im Leben hauptsächlich dem Umstande, daß ich von meinem siebenundzwanzigsten Jahre an viele Jahre lang täglich irgend ein wissenschaftliches oder Geschichtswerk las und über den Inhalt sprach. Diese Uebungen aus dem Stegreif stellte ich in Feld und Wald, und nicht selten in einer abgelegenen Scheune an, wo Pferd und Ochse meine Zuhörerschaft bildeten. Dieser frühen Uebung in der ersten aller Künste schulde ich die ersten Anregungen, die mich vorwärts trieben und die mein ganzes späteres Schicksal gestaltet haben.“

Der irländische Redner Curran hatte als Knabe einen starken Fehler in der Aussprache und hieß auf der Schule der Stotterer. Als er die Rechte studirte und sich viel Mühe gab diesen Fehler zu vermeiden, wurde er durch den Spott eines Mitgliedes seines Redeübungs-Vereins, welcher ihn als „versteckten Redner“ bezeichnete, zur Redekunst angestachelt, denn Curran war, wie Cowper, wenn er sich zum Sprechen erhob, bis dahin außer stande gewesen eine Silbe hervorzubringen. Der Hohn kränkte ihn in die Seele und er beantwortete ihn mit einer glänzenden Rede. Dieser Zufall, der ihn die Gabe der Beredsamkeit an sich entdecken ließ, ermuthigte ihn in seinen Bemühungen mit erneuter Thatkraft fortzufahren. Er verbesserte seinen Vortrag dadurch, daß er täglich mehrere Stunden lang sich laut, deutlich und mit Nachdruck die besten Stellen aus guten Schriftstellern vorlas, seinen Gesichtsausdruck vor einem Spiegel

studirte und eine Art Geberdenspiel annahm, das zu seiner plumpen Erscheinung paßte. Auch machte er sich Rechtsfälle zurecht, welche er ebenso sorgfältig erörterte, als ob er dabei zu Geschworenen spräche. Seine Berufsthätigkeit trat er mit der von Lord Eldon als erstes Erforderniß zur Auszeichnung angegebenen Eigenschaft an, das heißt: er besaß keinen Heller. Als er noch mühsam als junger Jurist arbeitete und seine frühere Schüchternheit nicht los werden konnte, wurde er einst vom Richter Robinson zu einer sehr heftigen Erwiderung gereizt. Zu dem vorliegenden Fall bemerkte Curran nämlich: daß er die Auslegung des Gesetzes, die Robinson ihm gab, in den Werken seiner Bibliothek vergeblich gesucht habe. Das kann wohl sein, sagte der Richter mit verächtlichem Ton, aber ich vermuthe, daß Ihre Bibliothek sehr klein ist. Nun war Robinson als leidenschaftlicher politischer Parteimann und als Verfasser verschiedener ohne seinen Namen erschienenener, ungewöhnlich heftiger und anmaßender Flugschriften berüchtigt und Curran antwortete ihm durch diese Anspielung auf seine gedrückten Verhältnisse gereizt, wie folgt: „Freilich bin ich arm und dieser Umstand hat meiner Bibliothek großen Abbruch gethan; meine Bücher sind daher nicht zahlreich, aber auserlesen und ich hoffe sie gehörig studirt zu haben. Ich habe mich auf unseren hohen Beruf lieber durch das Studium einiger guter Werke, als durch die Anfertigung vieler schlechter vorbereitet. Ich schäme mich meiner Armuth durchaus nicht, würde mich aber des Reichthums schämen, wenn ich ihn nur durch Unterwürfigkeit und Verderbtheit hätte erlangen können. Wenn ich es nicht zu hohem Range bringe, so werde ich mir wenigstens meine Ehrenhaftigkeit wahren, und sollte ich sie je verlieren, so würde mir gar manches Beispiel beweisen, daß eine durch Unrecht gewonnene hohe Stellung durch ihre

Auszeichnung mich nur einer um so allgemeineren Verachtung Preis geben würde.“

Der höchste Grad von Armuth ist für Menschen, die sich bilden wollten, kein Hinderniß gewesen. Der Sprachforscher Professor Alexander Murray erlernte das Schreiben, indem er seine Buchstaben mit einem angebrannten Pflanzstengel auf einen alten Wollkasten kritzelte. Das einzige Buch, welches sein Vater, ein armer Schäfer, besaß, war eine Pfennigausgabe des kleinen Katechismus, und der wurde noch, als zu werthvoll für den gewöhnlichen Gebrauch, sorgfältig in einem Schrank aufbewahrt und nur Sonntags zum Katechisiren benutzt. Professor Moor liebte sich, da er als junger Mann zu arm war, um sich Newton's „Principia“ zu kaufen, das Buch und schrieb es von Anfang bis zu Ende ab. Viele arme Studenten sind, da sie jeden Tag für ihren Lebensunterhalt arbeiten mußten, nur im Stande gewesen hie und da in Zwischenzeiten ein Körnchen der Wissenschaft zu erwischen, wie die Vögel es mit ihrem Futter im Winter thun, wenn die Felder mit Schnee bedeckt sind, aber sie haben glaubens- und hoffnungsvoll weitergerungen. William Chambers, der bekannte Edinburgher Schriftsteller und Verleger, erzählte in einem Vortrag, den er im Verein junger Leute in Edinburgh hielt, seinen unscheinbaren Lebensanfang zu ihrer Ermunterung in folgenden kurzen Worten: „Ich stehe vor Ihnen, als ein Mann, der sich selbst gebildet hat. Mein Unterricht war der bescheidene einer schottischen Gemeindeschule und erst als ich als armer Junge nach Edinburgh kam, widmete ich meine freien Abende nach der Tagesarbeit der Bildung des mir von Gott verliehenen Verstandes. Von sieben oder acht Uhr morgens bis neun oder zehn Uhr abends war ich als Buchhändlerlehrling beschäftigt und konnte mich nur in den späten

Stunden, die ich dem Schlaf raubte, den Studien hingeben. Ich las nie Romane, sondern beschäftigte mich mit der Physik und anderen nützlichen Dingen. Auch trieb ich Französisch. Ich sehe auf jene Zeiten mit großem Vergnügen zurück und es thut mir fast leid, daß ich sie nicht noch ein Mal durchleben kann; denn ich hatte mehr Freuden, als ich, ohne ein Fünfgroschenstück in meiner Tasche zu haben, in einer Bodenkammer studirte, als jetzt, wo ich in meinem geschmackvollen und behaglichen Wohnzimmer sitze.“

William Cobbett's Bericht darüber, wie er die englische Grammatik lernte, ist für alle in schwierigen Verhältnissen lebenden Studenten interessant und lehrreich: „Ich lernte die Grammatik“, sagte er, „als ich gemeiner Soldat war und eine Löhnung von fünf Silbergroschen pro Tag hatte. Der Rand meiner Koje oder meines Wachstubenbettes war mein Sitzplatz fürs Studium, mein Tornister mein Bücherschrank, ein Stückchen Brett, das mir auf dem Schoß lag, war mein Schreibtisch und doch nahm die Aufgabe noch lange kein Jahr meines Lebens in Anspruch. Ich hatte kein Geld für Licht oder Del; im Winter konnte ich selten anderes Licht bekommen, als die Beleuchtung des Feuers und auch das nur, wenn die Reihe an mir war. Und wenn ich in solchen Verhältnissen auch ohne Rath oder Ermuthigung von Eltern oder Freunden dies Unternehmen durchführte, welche Entschuldigung kann es für irgend einen jungen Menschen geben, er sei noch so arm, noch so mit Beschäftigung überladen, in noch so üblen Verhältnissen was Räumlichkeit und Bequemlichkeit betrifft? Um mir eine Feder und einen Bogen Papier zu kaufen, mußte ich auf einen Theil meiner Nahrung verzichten, obwohl ich halb verhungert war. Ich hatte keinen Augenblick, den ich meinen eigenen nennen konnte und ich mußte lesen und schreiben inmitten des Redens, Lachens,

Singens, Pfeifens und Zankens von mindestens zehn rohen Menschen und noch dazu in der Zeit, wo sie frei von jedem Zwange waren. Man denke nur nicht zu leicht von dem Pfennig, den ich hin und wieder für Feder, Tinte und Papier ausgeben mußte. Der Pfennig war leider eine große Summe für mich! Ich war damals eben so hoch gewachsen, wie jetzt, hatte eine gute Gesundheit und sehr viel Bewegung. Alles Geld, was für uns noch übrig blieb, nachdem die Marktausgaben bestritten waren, betrug für die Woche 20 Pfennige. Ich erinnere mich (und habe hinreichende Ursache dazu) daß ich einmal an einem Freitag nach Bestreitung aller nöthigen Ausgaben mich so eingerichtet hatte 5 Pfennige aufzusparen, die ich zum Ankauf eines Bücklings für den nächsten Morgen bestimmt hatte; aber als ich mir die Kleider zur Nacht auszog, so hungrig, daß ich kaum das Leben ertragen konnte, merkte ich, daß ich meine 5 Pfennige verloren hatte! Ich zog mir die elende Decke über den Kopf und weinte wie ein Kind! Und ich frage noch einmal, wenn ich unter solchen Umständen diese Aufgabe überwältigen konnte, giebt es dann in der ganzen Welt einen jungen Menschen, der eine Entschuldigung dafür ausfindig machen kann, sie nicht zu lösen? Kann es überhaupt eine geben?"

Man hat uns ein ebenso schlagendes Beispiel von Fleiß und Ausdauer im Lernen seitens eines französischen Flüchtlings in London erzählt. Ursprünglich war er Steinmetz und fand auch als solcher eine Zeit lang Beschäftigung, aber da die Arbeit matt ging, verlor er seine Stelle und die Armuth starrte ihm in's Gesicht. In seiner Verlegenheit besuchte er einen anderen Verbannten, der vortheilhafte Beschäftigung als Lehrer des Französischen gefunden hatte, und fragte ihn um Rath, wie er sich sein Brod verdienen

solle. Die Antwort lautete: „Werden Sie Sprachlehrer?“ „Ich Sprachlehrer?“ erwiderte der Maurer, „der ich nur ein Arbeitsmann bin und die Volksmundart spreche! Sie scherzen gewiß?“ „Im Gegentheil, ich spreche ganz im Ernst“, sagte der andere, „und rathe Ihnen noch ein mal werden Sie Sprachlehrer; stellen Sie sich unter meine Obhut und ich werde Sie lehren andere zu unterrichten.“ „Nein, nein!“ entgegnete der Maurer; „es ist unmöglich; ich bin zu alt, um zu lernen und habe zu wenig Kenntnisse, ich kann nicht Sprachlehrer werden.“ Er ging also fort und versuchte es noch einmal Arbeit in seinem Gewerbe zu bekommen. Von London ging er in die Provinzen und reiste einige hundert Meilen vergebens; er konnte keinen Meister finden. Nach London zurückgekehrt, ging er geradeswegs zu seinem früheren Rathgeber und sagte: „Ich habe überall nach Arbeit gesucht, aber es ist mir nicht gelungen; jetzt will ich es versuchen Sprachlehrer zu werden!“ Er begann sogleich mit dem Unterricht, und da er ein Mann von großem Fleiß, rascher Fassungsgabe und tüchtigem Verstande war, erlernte er rasch die Anfangsgründe der Grammatik, die Regeln der Wortfügung und des Periodenbaus und (was er in noch höherem Maße zu erlernen hatte) die richtige Aussprache des Französischen. Als sein Freund und Lehrer ihn für ausreichend befähigt hielt, anderen Unterricht zu ertheilen, bewarb er sich um eine Stelle, die eben als unbelegt angezeigt wurde, und siehe da: unser Handwerker war schließlich Sprachlehrer geworden. Zufälligerweise lag das Seminar, in dem er seine Anstellung gefunden, in einer Vorstadt von London, wo er früher als Steinmetz gearbeitet hatte und jeden Morgen war das erste, was er erblickte, wenn er zum Fenster seines Ankleidezimmers hinausah, eine Reihe Schornsteine, die er selbst gebaut

hatte. Eine Zeit lang fürchtete er, daß man ihn in dem Stadttheil als den früheren Arbeitsmann erkennen werde und dies seiner Anstalt nachtheilig sein würde, die einen guten Ruf hatte. Aber er brauchte das nicht zu fürchten, da er sich als ein sehr tüchtiger Lehrer bewährte und seine Zöglinge bei mehr als einer Gelegenheit öffentlich wegen ihrer französischen Kenntnisse gelobt wurden. Mittlerweile verschaffte er sich die Achtung und Freundschaft aller, die ihn kannten, seiner Collegen sowie seiner Schüler, und als die Geschichte seiner Kämpfe, Leiden und Vergangenheit ihnen bekannt wurde, bewunderten sie ihn mehr, denn je.

Samuel Romilly war eben so unermüdlich in seiner Selbsterziehung. Als Sohn eines Juweliers, der von einem französischen Flüchtling abstammte, erhielt er in seiner Jugend nur wenig Unterricht, überwand aber alle Nachtheile durch unablässigen Fleiß und Anstrengung, die beständig auf dasselbe Ziel gerichtet waren. „Ich entschloß mich“, sagt er in seiner selbstverfaßten Lebensbeschreibung, „als ich im sechszehnten Lebensjahre stand, mich ernstlich an die Erlernung des Lateinischen zu machen, von dem ich zu jener Zeit wenig mehr, als einige der allerbekanntesten grammatischen Regeln wußte. Im Laufe von drei bis vier Jahren, während welcher ich mich auf diese Weise fleißig beschäftigte, hatte ich fast jeden Prosaiker aus dem Zeitalter des klassischen Lateins, mit Ausnahme der reinen Fach-Schriftsteller, wie z. B. Varro, Columella und Celsius durchgelesen. Auch hatte ich die berühmtesten Reden Cicero's studirt und einen großen Theil des Homer übersetzt. Den Terenz, Virgil, Horaz, Ovid und Juvenal hatte ich zu wiederholten Malen durchgelesen. Auch studirte ich Geographie, Naturgeschichte, Naturwissenschaften und verschaffte mir eine ansehnliche allgemeine Bildung.“ Mit sechszehn Jahren trat

er bei einem Kanzleigerichts-Schreiber in die Lehre, arbeitete angestrengt, bestand seine erste juristische Prüfung und sicherte sich durch Fleiß und Ausdauer Erfolge. Er wurde unter dem Ministerium Fox im Jahre 1806 General-Procurator und mit der Zeit einer der berühmtesten Juristen. Dennoch wurde er immer von einem peinlichen, fast erdrückenden Gefühl seiner eigenen Unfähigkeit heimgesucht und hörte nicht auf zu arbeiten, um ihr abzuhelpfen. Seine Selbstbiographie ist voll lehrreicher Thatfachen, die mehr werth sind als bändereiche Werke voll Empfindungen, und verdient es sorgfältig gelesen zu werden.

Walter Scott pflegte das Leben seines jungen Freundes John Leyden als eins der merkwürdigsten Beispiele von der Macht der Beharrlichkeit anzuführen, das er je gefannt hätte. Als Sohn eines Schäfers in einem der unbewohntesten Thäler von Roxburghshire unterrichtete er sich fast ganz allein. Wie viele Söhne schottischer Schafhirten — wie Hogg, der sich selbst das Schreiben beibrachte, indem er beim Hüten seiner Heerde an einem Bergabhange die Buchstaben eines gedruckten Buches nachschrieb, — wie Cairns der sich aus seiner Schafhürde in Lammermoor durch großen Fleiß auf das Katheder schwang, welches er noch heute ziert, — wie Murray, Ferguson und viele andere wurde Leyden frühzeitig vom Wissensdurst verzehrt. Als armer barfüßiger Junge ging er täglich sechs bis acht englische Meilen über die Sümpfe um im kleinen Dorfschulhause von Kirkton lesen zu lernen, und das war aller Unterricht, den er empfing, das Uebrige eignete er sich selbst an. Es gelang ihm nach Edinburgh zu kommen und dort das Gymnasium zu besuchen, während er der äußersten Dürftigkeit Troß bot. Man sah ihn zuerst als häufigen Besucher des kleinen Bücherladens von Archibald Constable, der später als Ver-

leger namhaft wurde. Stunden lang hockte er dort auf einer Leiter, in der Luft schwebend, irgend einen Folioband in der Hand, des spärlichen aus Brod und Wasser bestehenden Mahles, das seiner in der elenden Wohnung wartete, ganz vergessend. Alle seine Wünsche strebten nur darnach Zutritt zu Büchern und Vorlesungen zu erlangen. So arbeitete und kämpfte er an den Pforten der Wissenschaft, bis seiner unbezwinglichen Beharrlichkeit sich alles unterwarf. Ehe er sein neunzehntes Lebensjahr beendet, hatte er sämtliche Edinburgher Professoren durch seine gründliche Kenntniß des Griechischen und Lateinischen und die Summe seines allgemeinen Wissens in Erstaunen gesetzt. Er hatte seine Blicke nach Ostindien gerichtet und suchte sich daher eine Anstellung im dortigen Civildienst; aber es glückte ihm nicht. Doch erfuhr er, daß die Stelle eines chirurgischen Assistenten für ihn frei wäre. Aber er war kein Chirurg und wußte von der Medicin nicht mehr als ein Kind. Aber er konnte sie erlernen. Man sagte ihm, daß er bereit sein müsse in sechs Monaten hinüber zu reisen. Durch nichts zu entmuthigen, machte er sich an die Arbeit, um sich das in sechs Monaten anzueignen, wozu gewöhnlich drei Jahre nöthig sind. Am Schluß der sechs Monate promovirte er mit Ehren zum Doktor. Scott und einige Freunde verhalfen ihm zu einer Ausstattung; und er schiffte sich nach Ostindien ein, nachdem er sein schönes Gedicht „Die Scenen der Kindheit“ herausgegeben hatte. In Indien versprach er einer der größten Orientalisten zu werden; wurde aber leider in früher Jugend durch ein ansteckendes Fieber dahingerafft.

Das Leben des verstorbenen Professors des Hebräischen in Cambridge, Dr. Lee, bietet eines der merkwürdigsten Beispiele aus der neuesten Zeit dafür, wie es möglich ist, durch geduldige Ausdauer und feste Entschlossenheit eine ehrenvolle

Stellung als Sprachforscher zu erringen. Er erhielt seinen Unterricht in einer Armenischule in Lognor bei Shrewsbury, zeichnete sich dort aber so wenig aus, daß sein Lehrer ihn für einen der dummiesten Jungen erklärte, die ihm je unter die Hände gekommen wären. Nun wurde er zu einem Tischler in die Lehre gegeben, und arbeitete in dem Gewerbe bis er ins Mannesalter trat. Um seine Mußestunden auszufüllen fing er zu lesen an und da einige von den Büchern lateinische Citate enthielten, ergriff ihn das Verlangen zu wissen, was sie bedeuteten. Er kaufte sich daher eine lateinische Grammatik und fing an Lateinisch zu lernen. Wie Stone, der Gärtner des Herzogs von Arghle, schon lange vorher gesagt hatte: „Braucht man irgend etwas mehr als die 24 Buchstaben zu kennen, um alles andere, was man wünscht, zu erlernen?“ Lee stand früh auf und blieb spät des Abends wach und es gelang ihm das Lateinische zu erlernen, noch ehe seine Lehrzeit zu Ende war. Als er eines Tages an irgend einem Andachtsorte arbeitete, fiel ihm ein Exemplar des griechischen Testaments in die Hände und er wurde sofort von dem Wunsche erfüllt, auch diese Sprache kennen zu lernen. Er verkaufte also einige von seinen lateinischen Büchern und kaufte sich eine griechische Grammatik und ein griechisches Wörterbuch. Da ihm das Lernen Vergnügen machte, wurde er der Sprache bald mächtig. Hierauf vertauschte er seine griechischen Bücher mit hebräischen und lernte auch diese Sprache ohne Beihilfe eines Lehrers und ohne Hoffnung auf Ruhm und Gewinn, sondern nur der Neigung seines Talents folgend. Nun ging er weiter und lernte die chaldäischen, syrischen und samaritanischen Mundarten. Aber seine Studien begannen auf seine Gesundheit zu wirken und die langen Nachtwachen riefen eine Augenkrankheit hervor. Nachdem er also die Bücher auf einige Zeit

bei Seite gelegt und seine Gesundheit wieder erlangt hatte, fing er seine tägliche Arbeit wieder an. Da er einen vorzüglichen Ruf als Handwerker genoß, verbesserte sich sein Geschäft und seine Mittel gestatteten es ihm zu heirathen, was er auch that, als er 28 Jahre alt war. Er beschloß sich jetzt ausschließlich der Erhaltung seiner Familie zu widmen und auf die kostbare Beschäftigung mit Büchern zu verzichten; er verkaufte mithin alle seine Bücher. Nun hätte er sein Leben lang als Tischler weiter arbeiten können, wäre nicht seine Werkzeugkiste, von der sein Fortkommen abhing, durch Feuer zerstört und er dadurch dem größten Mangel ausgesetzt worden. Er war zu arm, um sich neues Werkzeug anzuschaffen und beschloß daher die Kinder das ABC zu lehren, ein Beruf, der das geringst mögliche Capital erfordert. Aber obwohl er viele Sprachen erlernt hatte, fehlte es ihm so sehr an den allergewöhnlichsten Kenntnissen, daß er im Anfang Kindern keinen Unterricht ertheilen konnte. Als Mann von fester Entschlossenheit machte er sich jedoch unverdrossen an die Arbeit und lernte das Rechnen und Schreiben durch Selbstunterricht bis zu dem Punkt, der ihn befähigte die nothwendigen Kenntnisse auf diesen Gebieten kleinen Kindern mitzutheilen. Sein ungezierter, einfacher und guter Charakter brachte ihm allmählig Freunde und die Kenntnisse des gelehrten Tischlers verbreiteten sich durch das Gerücht nach auswärts. Ein Prediger in der Nachbarschaft, Dr. Scott, verschaffte ihm eine Anstellung als Schulmeister an einer Armenschule in Shrewsbury und führte ihn bei einem hervorragenden Orientalisten ein. Diese Freunde versahen ihn mit Büchern und Lee erlernte der Reihe nach das Arabische, Persische und Hindostanische. Er setzte seine Studien fort, während er als Gemeiner in der Grafschafts-Miliz Dienst that und erwarb sich allmählich größere Sprach-

fertigkeit. Endlich wurde Lee durch seinen gütigen Beschützer, Dr. Scott, in stand gesetzt in Queen's College in Cambridge einzutreten und nach einem Studiencursus, in welchem er sich durch seine Fortschritte in der Mathematik auszeichnete, wurde er, da die Professur des Arabischen und Hebräischen frei wurde, wohlverdienterweise für dieses ehrenvolle Amt gewählt. Außer der tüchtigen Erfüllung seiner Pflichten als Professor widmete er aus freien Stücken dem Unterricht von Missionaren viele Zeit, welche hinausgingen, um das Evangelium den Völkern des Orients in ihrer eigenen Sprache zu predigen. Er übersetzte auch die Bibel in verschiedene asiatische Sprachen und stellte, nachdem er die Sprache von New-Seeland erlernt hatte, eine Grammatik und ein Wörterverzeichnis für zwei neuseeländische Häuptlinge zusammen, die sich damals in England aufhielten, welche Bücher jetzt in den Schulen Neuseelands täglich im Gebrauch sind. Das ist in Kurzem die merkwürdige Geschichte von Dr. Samuel Lee; sie ist nur ein Gegenstück zu zahlreichen, ähnlich lehrreichen Beispielen der Macht der Ausdauer in der Selbstbildung, wie sie sich im Leben vieler unserer hervorragendsten Männer der Wissenschaft und Literatur darstellt.\*)

Es giebt noch viele andere berühmte Namen, die man anführen könnte, um die Wahrheit des Spruches zu rechtfertigen: „es ist nie zu spät zum Lernen.“ Selbst bei vorgerückten Jahren können Menschen viel leisten, wenn sie sich nur entschließen einen Anfang zu machen. Henry Spelman fing erst als ein Fünfziger an die Wissenschaft zu betreiben; Franklin war auch fünfzig Jahre alt, ehe er sich völlig den Wissenschaften hingab. Dryden und Scott

\*) Siehe das vortreffliche, bekannte Buch: „Die Betreibung der Wissenschaft unter schwierigen Verhältnissen.“

wurden nicht vor ihrem 40. Lebensjahre als Schriftsteller bekannt. Boccaccio war fünfunddreißig Jahre als er seine schriftstellerische Laufbahn begann und Alfieri fing mit sechsundvierzig Jahren das Studium des Griechischen an. Dr. Arnold lernte im vorgerückten Lebensalter Deutsch, um den Niebuhr in der Ursprache lesen zu können, und aus einem ähnlichen Grunde lernte Watt, als er etwa vierzig Jahre alt war, Französisch, Deutsch und Italienisch, um im Stande zu sein die werthvollen Bücher über die Grundsätze der Mathematik, die in diesen Sprachen geschrieben sind, zu studiren. Thomas Scott fing erst nach dem 56. Jahre das Hebräische an. Robert Hall fand man im Greisenalter von Schmerzen gefoltert, auf der Diele liegen und Italienisch lernen, um befähigt zu werden über die Parallele, die Macaulay zwischen Milton und Dante gezogen hatte, selbst ein Urtheil zu fällen. Haendel war achtundvierzig Jahre, ehe er ein einziges seiner großen Werke herausgegeben hatte. Ja, man könnte hunderte von Beispielen von Menschen anführen, die in einem ziemlich vorgerückten Lebensalter einen ganz neuen Lebensweg einschlugen und mit Erfolg neue Studien anfangen. Nur oberflächliche oder träge Menschen werden den Ausspruch thun: sie seien zu alt, um zu lernen.

Und hier möchten wir wiederholen, was wir schon früher gesagt haben, daß es nicht so sehr die talentvollen Menschen sind, die die Welt in Bewegung setzen und ihre Führung übernehmen, als vielmehr Menschen von entschlossener Standhaftigkeit und unermüdllichem Fleiß. Trotz der vielen unleugbaren Beispiele von Frühreise bei talentvollen Menschen bleibt es doch wahr, daß die Begabung in früher Jugend keineswegs die Größe andeutet, zu welcher der Mann es bringen wird. Die Frühreise ist bisweilen mehr Symptom einer Krankheit, als geistiger Kraft. Denn was wird aus all'

den auffallend begabten Kindern? Wo stecken die Knaben, welche die ersten unserer Klassen waren und Prämien auf der Schule erhielten? Verfolgt man sie durchs Leben, so wird man häufig finden, daß die dummen Jungen, die in der Schule so sehr zurückgeblieben waren jene im Leben sehr übertroffen haben. Die fähigen Jungen werden wohl belohnt, doch erweisen sich ihnen die Prämien, die sie durch ihre lebendigere Begabung erlangt haben, nicht immer von Nutzen. Man thäte besser daran, das Streben, das Ringen mit Schwierigkeiten, den Gehorsam zu belohnen; denn es sollte der Junge, der sein Möglichstes leistet, wenn er auch weniger gut beanlagt ist, vor allen anderen ermuntert werden.

Man könnte ein interessantes Capitel über berühmt gewordene Dummköpfe schreiben, d. h. über dumme Jungen, die als Männer geglänzt haben. Wir haben indeß nur für ein paar Beispiele Platz. Der Maler Pietro di Cortona wurde als Knabe für so dumm gehalten, daß er den Spitznamen: Ejselkopf erhielt und Tomaso Guidi war allgemein als schwerfälliger Thomas bekannt, obwohl er sich später im höchsten Grade auszeichnete. Newton war als Schuljunge der letzte auf der vorletzten Schulbank. Da sein über ihm sitzender Nachbar ihn mit dem Fuße gestoßen hatte, zeigte der Dummkopf Newton seinen Muth, indem er ihn zum Kampfe herausforderte und besiegte. Dann setzte er sich mit Macht an die Arbeit und beschloß über seinen Gegner auch als Schüler den Sieg davon zu tragen; das gelang ihm auch und bald rückte er an die Spitze der Klasse hinauf. Viele unserer größten Geistlichen sind eher alles andere, nur nicht frühreif gewesen. Jaak Barrow war als Schulknabe hauptsächlich durch seinen Eigensinn, seine Streitsucht und sprüchwörtliche Faulheit berüchtigt und verursachte seinen Eltern so vielen Kummer, daß sein Vater zu sagen pflegte,

wenn es Gott gefiele ihm irgend eins seiner Kinder zu nehmen, es hoffentlich der Isaak sein würde, der von allen am wenigsten verspreche. Adam Clarke wurde von seinem Vater als arger Dummkopf bezeichnet; er könnte nur große Steine umherwälzen. Der berühmte Swift fiel an der Universität Dublin durch's Examen und erhielt nur durch besondere Gunst eine Empfehlung nach Oxford. Der bekannte Dr. Chalmers und der verstorbene Professor der Moralphilosophie an der Universität St. Andrew's, Dr. Cook, gingen zusammen in die Gemeindegchule von St. Andrew's und zeigten sich dort so dumm und boshaft, daß der über alles Maaß gereizte Schulmeister sie beide als unverbesserliche Dummköpfe entließ.

Der glänzende Sheridan bewies als Knabe so wenig Begabung, daß er von seiner Mutter einem Lehrer mit dem begleitenden Compliment vorgestellt wurde, er sei ein unverbesserlicher Dummkopf. Auch Walter Scott war als Knabe fast ein Dummkopf zu nennen, und zeigte sich immer viel bereiter zu einer Prügelei als zu seinem Unterricht. Auf der Universität Edinburgh sprach es Professor Dalzel geradezu aus, daß „er ein Dummkopf sei und ein Dummkopf bleiben werde.“ Chatterton wurde seiner Mutter als „so dumm, daß mit ihm nichts anzufangen sei“ zurückgeschickt. Burns war ein langweiliger Mensch, der nur zu Kampf- und Turnübungen gut war. Goldsmith sprach von sich selbst, als von einer Pflanze, die spät blüht. Alfieri verließ das Gymnasium um nichts klüger, als wie er eingetreten war und fing die Studien, durch die er sich hervorthat, erst an, nachdem er durch halb Europa gereist war. Robert Clive war als junger Mensch ein Dummkopf, wenn nicht geradezu ein verworfener Mensch, aber stets voll Thatkraft auch in der Schlechtigkeit. Seine Familie, froh ihn los zu werden,

schiffte ihn nach Madras ein, und dort legte er den Grund zur Macht Englands in Indien. Napoleon und Wellington waren beide dumme Jungen, die sich in keiner Weise in der Schule auszeichneten\*). Von dem ersten sagt die Herzogin von Abrantes: „Er hatte eine gute Gesundheit, aber war in anderen Beziehungen wie andere Knaben.“

Ulysses Grant, der frühere Präsident der Vereinigten Staaten, wurde von seiner Mutter der „unnütze Grant“ genannt, so dumm und ungeschickt war er als Knabe; und der berühmte amerikanische General Stonewall Jackson war in seiner Jugend hauptsächlich durch seine Langsamkeit bekannt. Als Zögling auf der Kriegsakademie zu West-Point wurde er jedoch durch seinen unermüdlischen Fleiß und Ausdauer bemerkbar. Wenn man ihm etwas aufgab, so ließ er nie davon ab, bis er es fertig gemacht hatte und nie gab er vor Kenntnisse zu besitzen, die er sich nicht vollständig angeeignet hatte. „Zu wiederholten Malen“, schrieb jemand, der ihn kannte, „pflegte er, wenn man von ihm Antworten bei der Repetition des Tages verlangte, zu erwidern: Das habe ich noch nicht angesehen; ich habe damit zu thun gehabt die Repetition von gestern oder vorgestern mir anzueignen.“ Die Folge davon war, daß er als siebzehnter in einer Klasse von 70 Zöglingen rangirte. Vermuthlich war in der ganzen Klasse nicht ein einziger, dem Jackson im Anfange nicht an Kenntnissen und Fähigkeiten nachgestanden hätte; aber am Ende des Wettlaufs hatte er doch nicht weniger als

\*) Ein Schriftsteller in der Edinburgh Review (Juli 1859) bemerkt, daß Wellington's Gaben sich nicht eher entwickelt zu haben scheinen, als bis sich ihnen ein praktisches Feld der Thätigkeit unmittelbar darbot. Er wurde lange Zeit von seiner spartanischen Mutter, die ihn für einen Dummkopf hielt, nur als Kanonenfutter bezeichnet. Weder in Eton, noch in der französischen Militärschule zu Angers zeichnete er sich irgendwie aus und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er heute bei der Concurrenz-Prüfung gar nicht in die Armee hineingekommen wäre.

53 überholt. Seine Zeitgenossen pflegten von ihm zu sagen, daß, wenn der Curjus zehn Jahre statt vier gedauert hätte, Jackson als erster seine Klasse verlassen haben würde.

Der Menschenfreund John Howard ist ein anderer berühmt gewordener Dummkopf, der während seiner sieben Schuljahre fast gar nicht lernte. Stephenson war als Jüngling hauptsächlich durch seine Geschicklichkeit im Segeln und Ringen und seine Aufmerksamkeit bei der Arbeit ausgezeichnet. Der glänzende Sir Humphry Davy war nicht befähigter, als andere Knaben; sein Lehrer Dr. Cardew sagte einmal von ihm: „Als er bei mir war, konnte ich die Fähigkeiten nicht wahrnehmen, durch die er sich so sehr ausgezeichnet hat.“ Wirklich hielt Davy es selbst in seinem späteren Leben für einen glücklichen Umstand, daß man ihn in der Schule so müßig hatte gehen lassen. Watt war ein schwerfälliger Schüler, trotz der Anekdote, die man sich von seiner Frühreise erzählt; aber er hatte, was besser ist, Geduld und Ausdauer und durch diese Eigenschaften und eine sorgfältig gepflegte Erfindungsgabe wurde er in stand gesetzt, die Dampfmaschine zur Vollendung zu bringen.

Was Dr. Arnold von Knaben sagte, gilt ebenso von Männern, daß nämlich der Unterschied zwischen den Knaben nicht so sehr in der Begabung als in der Thatkraft besteht. Wenn man einmal Ausdauer und Thatkraft hat, so werden sie bald zur Gewohnheit. Wenn der sehr schwach begabte Junge nur Fleiß und Beharrlichkeit hat, so wird er den fähigen Kopf, der diese Eigenschaften nicht besitzt, unfehlbar überflügeln. Der Langsame aber Sichere trägt den Preis davon. Nur die Beharrlichkeit erklärt es uns, wie die Stellung der Knaben zu einander in der Schule, im Leben so häufig sich umgekehrt hat und es ist sehr eigenthümlich zu sehen, wie manche, die damals sehr begabt waren, im Laufe der

Zeit sehr unbedeutend geworden sind, während andere, die dumme Jungen waren, von denen man nichts erwartete, langjamen aber sicheren Schrittes die Stellung von Führern unter der Menschheit gewonnen haben. Der Verfasser dieses Buches war als Knabe mit einem der größten Dummköpfe in einer Klasse. Ein Lehrer nach dem andern hatte seine Kunst an ihm versucht, aber vergebens. Körperliche Züchtigung, Ehrenstrafen, Liebkosungen und ernste Bitten, alles erwies sich als unfruchtbar. Manchmal wurde der Versuch gemacht, ihn an die Spitze der Klasse zu setzen, und es war interessant die Schnelligkeit zu beobachten, mit der er unfehlbar wieder unten ankam. Der Junge wurde von seinen Lehrern als unverbesserlicher Dummkopf aufgegeben und einer von ihnen nannte ihn sogar einen „erstaunlichen Einfaltspinsel.“ Aber trotz seiner Langsamkeit hatte dieser dumme Mensch eine Art unbeholfener Entschlossenheit, welche mit ihm zugleich wuchs, und sonderbarerweise, als er schließlich dazu kam an den praktischen Beschäftigungen des Lebens Theil zu nehmen, that er es seinen meisten Schulkameraden zuvor und ließ zuletzt die große Mehrzahl derselben weit hinter sich zurück. Als der Verfasser zum letzten mal von ihm hörte, war er die erste Magistratsperson in seiner Vaterstadt.

Die Schildkröte kommt, wenn sie sich auf dem richtigen Wege befindet, eher zum Ziele, als das Rennpferd, wenn es einen falschen eingeschlagen hat. Es thut nichts, daß ein junger Mensch langsam ist, wenn er nur fleißig ist. Ja, eine rasche Auffassungsgabe kann sich sogar als ein Mangel herausstellen, denn wer rasch lernt, wird auch oft eben so rasch vergessen, schon deshalb, weil er es nicht nöthig hat den Fleiß und die Ausdauer so zu pflegen, wie der Langsame es thun muß, eine Uebung, die ja gerade einen so werth-

vollen Bestandtheil der Charakterbildung ausmacht. Davy sagte: „Zu dem was ich bin, habe ich mich selbst gemacht“, und das gilt von allen.

Zum Schlusse: Die beste Bildung erhalten wir nicht von unsern Lehrern auf der Schule oder Universität, sondern durch fleißige Selbsterziehung als erwachsene Männer. Daher brauchen Eltern nicht zu große Eile damit zu haben die Anlagen ihrer Kinder gewaltsam zur Entwicklung zu treiben. Mögen sie es nur geduldig abwarten, durch gutes Beispiel und gleichmäßige Erziehung wirken und das Uebrige der Vorsehung überlassen. Mögen sie darauf sehen, daß der junge Mensch, durch freie Uebung seiner Körperkräfte sich eine möglichst gute Gesundheit erhält, mögen sie ihn hübsch auf den Weg der Selbstbildung bringen, ihn sorgfältig an Fleiß und Ausdauer gewöhnen und er wird, wenn er älter geworden, wenn das richtige Zeug in ihm steckt, im stande sein, sich mit Erfolg selbst auszubilden.